





URSULA K. LE GUIN
IMMER NACH HAUSE

Aus dem amerikanischen Englisch
übersetzt von
Matthias Fersterer, Karen Nölle & Helmut W. Pesch

Titel der Originalausgabe: *Always Coming Home*
Erstmals erschienen 1985 bei Harper and Row in New York

Deutscher
Übersetzerfonds



**Die Arbeit der Übersetzer:innen am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.**

- © 1985 by Ursula K. Le Guin
 - © der Übersetzung 2023 by Matthias Fersterer, Karen Nölle & Helmut W. Pesch
 - © der Illustration auf Vor- und Nachsatz 2019 by Patrick H. Wynne
 - © dieser Ausgabe 2023 by Carcosa Verlag, Wittenberge
- Alle Rechte vorbehalten

Published by arrangement with the Ursula K. Le Guin Estate // Die vorliegende Übersetzung folgt der 2019 innerhalb der Library of America in New York erschienenen, von der Autorin durchgesehenen und erweiterten Ausgabe // Verlag und Herausgeber danken dem Nachlassverwalter Theo Downes-Le Guin sowie Christian Dittus bei der Literaturagentur Paul & Peter Fritz für das Vertrauen und die gute Zusammenarbeit // Die Übersetzer und die Übersetzerin danken dem Deutschen Übersetzerfonds für die großzügige Unterstützung ihrer Arbeit // Auf Seite 860 findet sich ein Pfad zur Musik und zu den Gedichten der Kesh

Carcosa Verlag ist ein verschwistertes Imprint von
Memoranda Verlag | Hardy Kettlitz | Ilsenhof 12 | 12553 Berlin
www.carcosa-verlag.de | www.memoranda.eu

Lektorat: Hannes Riffel
Korrektur: Anne-Marie Wachs

Umschlaggestaltung: s.BENeš [www.benswerk.com]
Layout & Satz: Hardy Kettlitz
Druck und Bindung: Finidr s.r.o.

ISBN: 978-3-910914-00-1 (Buchausgabe)
ISBN: 978-3-910914-01-8 (E-Book)

INHALT

EINE ANMERKUNG VORWEG	13
DAS WACHTELLIED	17
HIN ZU EINER ARCHÄOLOGIE DER ZUKUNFT	19
ERZÄHLSTEIN, Erster Teil	23
DER SERPENTIN-CODEX	68
SCHAUTAFEL DER NEUN HÄUSER	70
WO ES LIEGT	76
PANDORA IN SORGE DARUM, WAS SIE TUT: DAS MUSTER	80
EIN PAAR GESCHICHTEN	81
Ein paar Geschichten, mündlich vorgetragen an einem Abend	81
Shahugoten	85
Die Hüterin	87
Gedörnte Mäuse.	91
Dira	93
GEDICHTE, Erste Abteilung	99
STERBEN IM TAL	113
PANDORA SITZT AM FLUSS	128
VIER AMOUREN	129
Der Müller	130
Verschollen	131
Der mutige Mann	137
An der Orlu-Quelle	141
GEDICHTE, Zweite Abteilung.	147

VIER HISTORIEN	157
Alte hasserfüllte Frauen	157
Ein Krieg gegen die Schweineleute	165
Die Ortschaft Chumo	172
Probleme mit den Baumwollleuten	174
 PANDORA WENDET SICH, IN SORGE DARUM, WAS SIE TUT, AUFGEWÜHLT AN DIE LESENDE	 188
 STADT UND ZEIT	 191
Die Stadt	191
Ein Loch in der Luft	197
Großer Mann und kleiner Mann	201
Anfänge	205
Zeit im Tal	208
 ERZÄHLSTEIN, Zweiter Teil	 223
 DRAMATISCHE WERKE	 261
Eine Anmerkung zur Bühne im Tal	261
Der Hochzeitsabend in Chukulmas	262
Der Schreihals, die rote Frau und die Bären	274
Tabetupah	280
Das fiedrige Wasser	283
Chandi	290
 PANDORA FINDET, IN SORGE DARUM, WAS SIE TUT, EINEN WEG DURCH DIE STRAUICHEICHEN INS TAL	 305
DEN MOND TANZEN	308
 GEDICHTE, Dritte Abteilung	 319
 ACHT LEBENSERZÄHLUNGEN	 331
Die Bahn	333
Sie-hört-zu	334
Junko	336
Die helle Leere des Windes	340
Weißbaum	342

Die Geschichte des dritten Kindes	345
Der Hund an der Tür	350
Die Seherin: Flirre vom Serpentin in Telina-na erzählt ihr Leben	352
EINIGE KURZE TEXTE AUS DEM TAL	381
Eule, Kojotin, Seele	381
Person und Selbst	382
Eine Liste mit Dingen, die in vier Tagen gebraucht werden . . .	384
Krähen, Gänse, Steine	384
Die schwarze Käferseele	386
Lob der Eichen	388
Worte/Vögel	388
Den Katzen hier ist das egal	389
PANDORA UNTERHÄLT SICH MIT DER ARCHIVARIN DER BIBLIOTHEK DER MADRONENHÜTTE IN WAKWAHA-NA . . .	392
GEFÄHRLICHE LEUTE	397
Eine Anmerkung zum Roman	397
Zweites Kapitel	398
PANDORA SANFT ZUM GENEIGTEN LESER	423
ERZÄHLSTEIN, Dritter Teil	425
Nachrichten über das Kondorvolk	471
Über eine Versammlung der Krieger wegen	477
GEDICHTE, Vierte Abteilung	485
Von den Leuten der Häuser der Erde im Tal	504

DER HINTERE TEIL DES BUCHS	507
DIE LANGEN NAMEN DER HÄUSER	509
EINIGE DER ANDEREN LEUTE DES TALS	515
I. Tiere des Obsidian	515
II. Tiere des Blauton	524
VERWANDTSCHAFT	529
HÜTTEN, GESELLSCHAFTEN, KÜNSTE	537
WAS DIE LEUTE IM TAL TRUGEN	542
WAS SIE ASSEN	546
MUSIKINSTRUMENTE DER KESH	556
LANDKARTEN	563
DER WELTTANZ	567
DER SONNENTANZ	578
ÜBER DIE BAHN	588
EIN PAAR ANMERKUNGEN ZU MEDIZINISCHEN PRAKTIKEN	591
EIN TRAKTAT ÜBER PRAKTIKEN	600
SPIELE	602
EINIGE GENERATIVE METAPHERN	606
DREI GEDICHTE VON PANDORA	609
AN DER KÜSTE LEBEN, ENERGIE UND TANZEN	611
LIEBE	617
LESEN UND SCHREIBEN	618
Das Kesh-Alphabet	621
DIE MODI VON ERDE UND HIMMEL	625
ANMERKUNG UND SCHAUBILD ZU ERZÄHLFORMEN	627
GESPROCHENE UND GESCHRIEBENE LITERATUR	629
PANDORA NICHT MEHR IN SORGE	635
WÖRTERBUCH	637
Zahlwörter	637
STOTTERLIED	661

ANHANG 663

PANDORA BESUCHT DIE KESH ERNEUT UND KEHRT MIT
 NEUEN TEXTEN ZURÜCK (LE GUINS ERWEITERUNGEN
 VON 2017) 665

Gefährliche Leute (vollständiger Roman) 667

Einige Kesh-Meditationen 717

Bluthüttenlieder 720

Kesh-Syntax 731

WEITERE SCHRIFTEN MIT BEZUG ZU *IMMER NACH HAUSE* . . 737

Mays Löwe 739

Navna: *Das Flussfließen, von Intrumo aus Sinshan* 748

ESSAYS 749

Welten bauen 749

Ein nicht-euklidischer Blick auf Kalifornien
 als kalten Ort in spe 753

Die Tragetaschentheorie des Erzählens 781

Text, Stille, Vortrag 789

Legenden für ein neues Land 800

Die Entstehung von *Immer nach Hause* 819

Indianische Onkel 842

Nachbemerkung der Übersetzenden 853

Quellenverzeichnis 855

KARTEN

1. In die Binnensee mündende Flüsse	161
2. Bekannte Völker und Orte im Umkreis der Kesh	179
3. Die Ortschaft Sinshan	230
4. Die Namen der Häuser von Sinshan	235
5. Die neun Ortschaften am Fluss I	454
6. Die neun Ortschaften am Fluss II	469
7. Einige der Wege um den Fluss Sinshan	564
8. Das Flusssystem der Sinshan	565

Die handgezeichnete Schrift des englischen Originals wurde für die deutsche Fassung der Karten typografisch nachempfunden.

Eine Anmerkung vorweg

Die Leute in diesem Buch könnten einst lang, lang nach unserer Zeit in Nordkalifornien gelebt haben werden.*

Der Hauptteil des Buchs besteht aus ihren Stimmen, die in Erzählungen und Lebensgeschichten, Schauspielen, Gedichten und Liedern für sich selbst sprechen. Wer sie liest, wird sich mit einigen unbekanntem Begriffen abfinden müssen, aber am Ende alle verstehen. Als Romanschriftstellerin hielt ich es für das Beste, viele der erklärenden und beschreibenden Texte in die Anhänge im »hinteren Teil des Buchs« zu packen, wo diejenigen, die nur die Erzählung lesen wollen, sie ignorieren, und diejenigen, die Erklärungen mögen, sie finden können. Auch das beigegefügte Glossar mag nützlich oder amüsant sein.

Die Schwierigkeit, aus einer Sprache zu übersetzen, die es noch nicht gibt, ist beträchtlich, sollte aber nicht überbewertet werden. Schließlich kann die Vergangenheit ebenso dunkel sein wie die Zukunft. Das alte chinesische Buch namens *Daodejing* ist Dutzende Male ins Englische übersetzt worden, und selbst die Chinesen müssen es in jedem Zyklus des dynastischen Wandels wieder neu ins Chinesische übersetzen, aber keine Übersetzung kann uns das Buch schenken, das Laozi (den es vielleicht nie gegeben hat) geschrieben hat. Wir haben nur das *Daodejing*, das es hier, jetzt gibt. Das Gleiche gilt für Übersetzungen von Literatur aus der (oder einer) Zukunft. Die Tatsache, dass sie noch

* Der erste Satz – *The People in this book might be going to have lived a long, long time from now in Northern California* – stellt nicht nur uns Übersetzende, sondern auch denkerische und grammatikalische Konventionen auf eine harte Probe. Als Archäologin und Kulturanthropologin kann die Erzählerin sich qua Profession nur in der Vergangenheitsform äußern, allerdings liegt ihr Forschungsgegenstand in der fernen Zukunft, sodass hier das Futur II auf das ethnografische Perfekt trifft. Wir haben uns entschieden, den Satz eng an der Grammatik des englischen Originals entlang zu übersetzen und dabei die Geschenke, die die deutsche Sprache bereithält – etwa das sowohl auf Vergangenes wie Zukünftiges verweisende Wörtchen »einst« –, aufzugreifen. Durch die abenteuerlich anmutende Verschränkung der Zeitformen, die, vom Scharnier der Gegenwart ausgehend, eine Doppelspirale andeutet, ist vom ersten Satz an diese Frage in Ursula K. Le Guins Roman implizit enthalten: »Was werden wir getan haben, damit einmal ein gutes Leben sei?« A. d. Ü.

nicht geschrieben wurde, das bloße Fehlen eines zu übersetzenden Texts macht keinen wesentlichen Unterschied. Was war und was sein könnte, liegt, wie Kinder, deren Gesichter wir nicht sehen können, in den Armen der Stille. Alles, was wir jemals haben, ist hier, jetzt.

IMMER NACH HAUSE

Illustratorin: Margaret Chodos-Irvine
Geomant: George Hersh
Kartenzeichnungen von der Verfasserin



Das Wachtellied

Aus dem Sommertanz.

In den Feldern am Fluss
aus den Wiesen am Fluss
aus den Feldern am Fluss
in den Wiesen am Fluss
 laufen zwei Wachteln

Zwei Wachteln laufen
zwei Wachteln steigen
laufen zwei Wachteln
steigen zwei Wachteln
 aus den Wiesen am Fluss

Hin zu einer Archäologie der Zukunft

Wie die geduldige Wissenschaftlerin sich fühlt, wenn die unförmigen Büschel und die kaum erkennbaren Mulden unter den Disteln und dem Gestrüpp Gestalt annehmen und klar zu erkennen geben: Das war die äußere Umfriedung – hier das Tor – dort der Kornspeicher! Hier werden wir graben und hier, und dann will ich mir das buckelige Hangstück anschauen ... Wie ihr die Augen aufgehen, wenn beim Sandsieben eine dünne Scheibe durch die Finger gleitet, mit einem Daumenstrich gereinigt wird und, in die spröde Bronze eingeprägt, den gehörnten Gott zeigt! Wie sehr beneide ich sie um ihre Schaufeln, Siebe und Maßbänder, um all ihre Werkzeuge und ihre klugen, erfahrenen Hände, die berühren und halten, was sie finden! Nicht lange, denn natürlich wird sie es dem Museum übergeben, aber für einen Moment hat sie es tatsächlich in Händen gehalten.

Ich habe endlich die Siedlung gefunden, die ich suchte. Nachdem ich über ein Jahr an einigen falschen Stellen gegraben und mich an einige fixe Ideen geklammert hatte – zum Beispiel, dass sie von einer Mauer umgeben sein müsse, mit einem Tor –, studierte ich ein weiteres Mal die Höhenlinien meiner Karte der Gegend, als es mir so langsam und sicher aufging wie die Sonne selbst, dass der Ort hier war, zwischen den Bächen, die ganze Zeit schon unter meinen Füßen. Und dass es nie eine Mauer gegeben hatte; wozu, um alles in der Welt, hätten sie eine Mauer gebraucht? Was ich für das Tor gehalten hatte, war die Brücke über den Zusammenfluss der beiden Wasserläufe. Und die Sakralbauten und der Tanzplatz lagen nicht in der Mitte des Ortes, denn die Mitte ist das Scharnier, sondern drüben an ihrem Arm der Doppelspirale, dem rechten Arm natürlich, dort auf der Weide unterhalb der Scheune. Und so ist es, und so ist es.

Aber ich kann nicht einfach dort losgraben und hoffen, das gewölbte Bruchstück eines Dachziegels zu finden, den schillernden Fuß eines Weinkelchs, die Keramikkappe einer Solarbatterie oder eine kleine Münze aus kalifornischem Gold. Dieselbe Münze – denn Gold rostet nicht –, die in Placerville gewogen und in Frisco für Huren oder Grundbesitz ausgegeben wurde, dann vielleicht eine Weile als Ehering diente,

dann in einem Tresor versteckt wurde, tiefer als die Mine, aus der sie kam, bis sich alles Sicherheitsdenken als sinnlos erwies und sie nun, rund dieses Mal, in eine Sonne mit gewellten Strahlen verwandelt, in Ehren einem kundigen Handwerker gegeben wurde: Nein, die werde ich nicht finden. So etwas gibt es hier nicht. Diese kleine goldene Sonne wohnt, wie die Kesh sagen, nicht in den Häusern der Erde. Sie wohnt in der Luft, in der Wildnis, die hinter Tag und Nacht liegt, den Häusern des Himmels. Mein Gold ist in den Scherben des zerbrochenen Topfes am Ende des Regenbogens. Grab dort! Was wirst du finden? Samen. Samen von wildem Hafer.

Ich kann durch den wilden Hafer und die Disteln wandern, zwischen den Häusern der kleinen Ortschaft, die ich gesucht habe: Sinshan. Ich kann über das Scharnier zum Tanzplatz gehen. Dort, etwa an der Stelle, wo jetzt die große Weißeihe steht, wird einmal das Obsidianhaus sein, im Nordosten; nicht weit davon das Blauton, in den Hang gegraben, im Nordwesten; näher bei mir, zur Mitte hin, das Serpentin, das Haus der vier Himmelsrichtungen; dann Rot- und Gelblehm an einer Biegung, die zum Bach hinabführt, im Südosten und Südwesten. Sie werden diese Wiese entwässern müssen, wenn sie die Heyimas so bauen, wie ich sie mir vorstelle, unterirdisch, sodass nur die pyramidenförmigen Dächer mit ihren Lichtgaden und die verzerrten Enden der Zugangsleitern oben heraussehen. Das kann ich klar und deutlich sehen. Mir sind hier alle Arten, mit dem geistigen Auge zu sehen, erlaubt. Ich kann hier auf dem alten Weidegrund stehen, wo es nichts gibt als Sonne und Regen, wilden Hafer und Disteln und wirren Bocksbart, wo kein Vieh, sondern nur Wild weidet – hier stehen und die Augen schließen und sehen: den Tanzplatz, die abgestuften Pyramidendächer, einen Mond aus gehämmertem Kupfer auf einer hohen Stange über dem Obsidian. Wenn ich lausche, höre ich dann Stimmen mit meinem inneren Ohr? Hast du, Schliemann, auf den Straßen Trojas Stimmen gehört? Wenn ja, dann warst auch du wirre. Die Trojaner waren alle seit dreitausend Jahren tot. Wer ist uns ferner, wer unerreichbarer, stummer – die Toten oder die Ungeborenen? Jene, deren Gebeine unter den Disteln, dem Staub und den Grabsteinen der Vergangenheit ruhen, oder jene, die schwerelos zwischen den Molekülen hindurchgleiten und dort weilen, wo an einem Tag ein Jahrhundert vergeht, beim Feenvolk, unter dem großen glockenförmigen Hügel der Möglichkeit?

Es ist völlig aussichtslos, sie durch Grabungen finden zu wollen. Sie haben keine Knochen. Die einzigen menschlichen Gebeine unter dieser Wiese wären die der Erstbesiedler, und sie haben hier weder Grabstätten errichtet noch Ziegel, Scherben, Mauern oder Münzen hinterlassen. Falls es hier eine Ortschaft gab, wäre sie aus dem gemacht gewesen, woraus die Wälder und Felder bestehen, und heute verschwunden. Man kann lauschen, aber alle Worte ihrer Sprache sind verklungen, restlos verklungen. Sie haben Obsidian bearbeitet, und der vergeht nicht; da unten am Rand des Flugplatzes eines reichen Anwohners war eine Werkstatt, und dort lassen sich noch haufenweise abgeschlagene Splitter aufklauben, auch wenn seit Jahren niemand mehr eine vollständige Spitze gefunden hat. Andere Spuren haben sie nicht hinterlassen. Sie hielten ihr Tal mit leichter Hand in Besitz, bewegten sich mit leichtem Schritt darin. Auch jene anderen, nach denen ich suche, werden so gelebt haben.

Der einzige Weg, sie zu finden, die einzige hier praktikable Archäologie, ist nach meinem Dafürhalten folgende: Nimm dein Kind oder Enkelkind auf den Arm, einen Säugling, noch kein Jahr alt, und gehe hinunter zum wilden Hafer auf der Wiese unterhalb der Scheune. Stelle dich unter die Eiche am letzten Ausläufer des Hügels über dem Bach. Verharre schweigend. Vielleicht wird das Kind dort etwas sehen oder eine Stimme hören oder mit jemandem sprechen, jemandem von zu Hause.





Die kleine Winzerei von Sinshan

ERZÄHLSTEIN

Erster Teil



Erzählstein* ist mein Letztname. Ich habe ihn selbst gewählt und angenommen, weil ich eine Geschichte zu erzählen habe, darüber, wohin ich gegangen bin, als ich jung war; aber jetzt gehe ich nirgendwohin, sondern sitze wie ein Stein auf einer Stelle an diesem Ort in diesem Tal. Ich bin dorthin gekommen, wohin ich ging.

Mein Haus ist das Blauton, mein Haushalt das Hochaltan in Sinshan.

Meine Mutter hieß Ammer, Weide und Asche. Der Name meines Vaters, Abhao, bedeutet im Tal »Töter«.

In Sinshan werden Kinder oft nach Vögeln benannt, da diese Boten sind. Im Monat, bevor meine Mutter mich gebar, kam jede Nacht eine Eule in die Gairga-Eichen vor den Fenstern auf der Nordseite von Haus Hochaltan und sang dort das Eulenlied; darum lautete mein Erstname Nordeule.

Hochaltan ist ein altes Anwesen, solide gebaut, mit großen Räumen; Skelett und Gebälk sind aus Mammutbaum, die Wände aus verputzten Lehmziegeln, die Fenster aus klarem Glas in kleinen quadratischen Scheiben, und der Fußboden ist aus Eichenholz. Die Balkone von Hochaltan sind breit und schön. Die Urgroßmutter meiner Großmutter war die Erste, die in unseren Räumlichkeiten im ersten Stock unter dem Dach wohnte; als die Familie größer wurde, belegte sie das ganze Stockwerk, aber meine Großmutter war die Einzige ihrer Generation, und so lebten wir nur in den beiden westlichen Zimmern. Wir hatten nicht viel zu geben. Wir konnten zehn wilde Olivenbäume und einige andere Bäume auf dem Sinshan-Kamm und ein Saatbeet auf der Ostseite von Wakyahum nutzen, und auf einer der Parzellen am Bach südöstlich

* Im Original *Stone Telling* (»Erzählender Stein« oder »Stein, der erzählt«). Die sprechenden Namen des englischen Originals wurden für die Übersetzung teilweise leicht verfremdet, um allzu starke Anklänge an die Namen der Erstbesiedler zu vermeiden. A. d. Ü.

des Lehmhügels bauten wir Kartoffeln, Mais und Gemüse an, aber wir nahmen uns viel mehr Mais und Bohnen aus den Vorratshäusern, als wir gaben. Meine Großmutter Unverzagt war Weberin. Als ich ein kleines Kind war, hatten wir keine Schafe in der Familie, und sie tauschte den größten Teil dessen, was sie webte, für neue Wolle ein. In meiner allerersten Erinnerung flogen die Finger meiner Großmutter auf dem Webstuhl hin und her, und jedes Mal blinkte ein silberner Halbreif an ihrem Handgelenk unter dem roten Ärmel auf.

Das Zweite, woran ich mich erinnere, ist, wie ich eines Wintermorgens im Nebel zur Quelle unseres Baches hinaufstieg. Es war das erste Mal, dass ich als Blautonkind Wasser für das Neumond-Wakwa schöpfte. Mir war so kalt, dass mir die Augen tränkten. Die älteren Kinder lachten mich aus und sagten, ich hätte mit meinen Tränen das Wasser verdorben. Ich glaubte ihnen und fing an zu weinen, weil ich das Wasser verdorben hatte. Meine Großmutter leitete das Ritual und sagte mir, dass das Wasser in Ordnung sei, und ließ mich den Mondkrug bis in den Ort zurück tragen, aber ich heulte und schniefte die ganze Zeit, weil mir kalt war und ich mich schämte und der Krug mit dem Quellwasser kalt und schwer war. Ich kann diese Kälte und Nässe und das Gewicht noch jetzt in meinem Alter spüren und die toten Arme der schwarzen Manzanitas im Nebel sehen und die Stimmen lachen und reden hören, vor mir und hinter mir auf dem steilen Weg neben dem Bach.

Ich gehe dort, ich gehe dort,
ich gehe, wo ich ging,
weinend am Wasser.
Er geht dort, er geht dort,
der Nebel am Wasser.*

* Mit Ausnahme des Präteritums »ging« stehen die Verben in diesem Vers und anderen dergleichen in einem Präsens, das verwendet wird, um Mythen zu erzählen, Träume zu beschreiben, von den Toten zu sprechen und bei zeremoniellen Rezitationen. Das Partizip Präsens gibt diese »zeitlose Gegenwart« recht gut wieder:

Dort gehend, dort gehend,
gehend, wo ich ging,
weinend am Wasser.
Dort gehend, dort gehend,
der Nebel am Wasser.



Ich habe nicht lange geweint, vielleicht nicht lange genug. Der Vater meiner Mutter sagte: »Wer erst weint, lacht später; wer erst lacht, weint später.« Er war ein Serpentinmann aus Chumo und war dorthin zurückgegangen, um bei der Familie seiner Mutter zu wohnen. Für meine Großmutter war das in Ordnung. Sie sagte einmal: »Mit meinem Mann zu leben ist wie ungewässerte Eicheln zu essen.« Aber sie ging von Zeit zu Zeit nach Chumo hinunter, um ihn zu besuchen, und er kam und wohnte im Sommer, wenn die Sonne Chumo im Talgrund wie einen Zwieback ausdörnte, mit uns zusammen in den Hügeln. Seine Schwester Grüntrommel war eine berühmte Sommertänzerin, aber seine Familie gab nie etwas. Er sagte, sie seien arm, weil seine Mutter und seine Großmutter in den letzten Jahren alles gegeben hätten, um die Sommertänze in Chumo aufzuführen. Meine Großmutter sagte, sie seien arm, weil sie nicht gerne arbeiteten. Vielleicht hatten beide recht.

Die einzigen anderen Menschen aus meiner engeren Familie lebten in Madidinou. Die Schwester meiner Großmutter war dorthin gezogen, und ihr Sohn hatte dort eine Rotlehmfrau geheiratet. Wir besuchten sie oft, und ich spielte mit meiner Kusine und meinem Vetter zweiten Grades, einem Mädchen namens Pelikan und einem Jungen namens Hopfen.

Als ich klein war, lebten wir mit Himpis, Hühnern und einer Katze. Unsere Katze war schwarz ohne den kleinsten weißen Fleck, ein anmutiges und manierliches Geschöpf und eine großartige Jägerin. Die Kätzchen, die sie warf, tauschten wir gegen Himpis ein, und so hatten wir eine Zeit lang einen großen Stall voller Himpis. Ich kümmerte mich um sie und die Hühner und hielt die Katze von den Gehegen

und Ställen unter der Veranda fern. Als ich anfing, die Tiere zu hüten, war ich noch so klein, dass ich Angst vor dem grünschwänzigen Hahn hatte. Er wusste das und rannte immer mit ruckendem Hals schimpfend auf mich los, und ich kletterte über die Trennwand in das Gehege der Himpis, um ihm zu entkommen. Die Himpis kamen heraus, setzten sich hin und piffen. Sie waren mir ein Trost, mehr als die kleinen Katzen. Ich lernte, ihnen keine Namen zu geben und sie nicht lebend zum Essen herzugeben, sondern ihnen vorher schnell den Hals umzudrehen, denn manche Menschen töten Tiere ohne Rücksicht und Geschick und bereiten ihnen Angst und Schmerzen. Als eines Nachts ein Schäferhund Amok lief, in das Gehege eindrang und alle Himpis bis auf ein paar Junge totbiss, weinte ich so sehr, dass es sogar meinem Großvater genügte. Danach konnte ich monatelang mit keinem Hund reden. Aber für meine Familie war es gut, denn die Leute des Schäferhunds gaben uns als Entschädigung für den Verlust unserer Himpis ein trächtiges Schaf. Das Schaf brachte Zwillingsslämmer zur Welt, und so wurde meine Mutter wieder Schäferin, und meine Großmutter hatte Familienwolle zum Spinnen und Weben.

Ich erinnere mich nicht daran, Lesen und Tanzen gelernt zu haben; meine Großmutter brachte es mir bei, bevor ich sprechen und laufen konnte. Mit fünf begann ich morgens mit den anderen Blautonkindern zum Heyima zu gehen, und später wurde ich von den Lehrenden im Heyima und in den Blut-, Eichen- und Maulwurfshütten unterwiesen; ich lernte die Salzreise; ich ging kurz bei der Dichterin Zorn und lange bei der Töpferin Tonsonne in die Lehre. Ich war nicht schnell im Lernen und dachte nie daran, eine Schule in einem der großen Orte zu besuchen wie einige andere Kinder aus Sinshan. Ich lernte gerne im Heyima, als Teil eines geordneten Ganzen, das größer war als mein begrenztes Wissen und in dem ich von Gefühlen der Angst und Wut Erleichterung fand, die ich ohne Hilfe nicht verstehen oder überwinden konnte. Aber ich habe nicht so viel gelernt, wie es mir vielleicht möglich gewesen wäre, sondern hielt mich immer zurück und sagte: »Das kann ich nicht.«

Einige Kinder nannten mich, ob aus Bosheit oder Unwissenheit, Hwikmas, »Halbhaus«. Ich hörte auch Leute über mich sagen: »Sie ist eine Halbperson.« Ich verstand es auf meine eigene Weise, und zwar als Beleidigung, da mir zu Hause niemand erklärte, was es damit auf sich hatte. Ich hatte nicht den Mut, im Heyima Fragen zu stellen oder

dorthin zu gehen, wo ich vielleicht etwas über Dinge außerhalb des Ortes Sinshan hätte erfahren und beginnen können, das Tal als Teil eines Ganzen und zugleich als Ganzes zu sehen. Da weder meine Mutter noch ihre Mutter von ihm sprach, wusste ich in den ersten Jahren meines Lebens über meinen Vater nur, dass er von außerhalb des Tals gekommen und wieder fortgegangen war. Das bedeutete für mich lediglich, dass ich keine Vatersmutter, kein Vaterhaus hatte und daher eine Halbperson war. Ich hatte noch nicht einmal vom Kondorvolk gehört. Ich hatte acht Jahre gelebt, als wir das erste Mal zu den heißen Quellen von Kastoha-na gingen, um das Rheuma meiner Großmutter zu lindern, und dort, wo die Menschen zusammenkamen, erstmals Kondormänner sahen.

Diese Reise will ich erzählen. Es war eine kleine Reise vor vielen Jahren. Eine Reise durch die stille Luft.

Wir standen eines Morgens, etwa einen Monat nach dem Weltanzug, noch im Dunkeln auf. Ich gab der schwarzen Katze Sidi, die alt wurde, etwas Fleisch, das ich für sie aufgehoben hatte. Ich dachte mir, sie würde gewiss Hunger kriegen, während wir weg waren, und das hatte mir tagelang keine Ruhe gelassen. Meine Mutter sagte zu mir: »Du isst das. Die Katze fängt sich, was sie braucht!« Meine Mutter war streng und sah die Dinge nüchtern. Meine Großmutter sagte: »Das Kind gibt seiner Seele Nahrung. Lass es gut sein.«

Wir löschten das Feuer im Kamin und ließen die Tür für die Katze und den Wind einen Spalt offen. Unter den letzten Sternen gingen wir die Treppe hinunter; die Häuser sahen in der Dämmerung wie Hügel aus, dunkel. Draußen auf dem Gemeinplatz schien es heller zu sein. Wir überquerten das Scharnier und gingen zum Blauton-Heyima. Dort wartete Muschel auf uns; sie war Mitglied der Medizinhütte und hatte die Beschwerden meiner Großmutter behandelt, und sie waren alte Freunde. Sie füllten das Wasserbecken und sangen gemeinsam die Rückkehr. Als wir zum Tanzplatz kamen, begann es hell zu werden. Muschel begleitete uns zurück über das Scharnier und durch den Ort, und nachdem wir die Brücke über die Sinshan überquert hatten, hockten wir uns alle dort unter die immergrünen Eichen zum Pinkeln und sagten lachend: »Gehen ist gut! Bleiben ist gut!« So machten es früher die Menschen im Unteren Tal, wenn sie auf eine Reise gingen, aber heute erinnern sich nur noch die Alten daran. Dann ging Muschel wieder zurück, und wir zogen weiter, vorbei an den Scheunen und

zwischen den Bächen, über die Felder von Sinshan. Der Himmel über den Hügeln begann sich gelb und rot zu färben; wo wir waren, in der Mitte, waren die Wälder und Hügel grün; hinter uns erhob sich blau und dunkel der Sinshan-Berg. So gingen wir, vom Arm des Lebens gehalten.* In der Luft, in den Bäumen und auf den Feldern sangen Vögel. Als wir zum Amiou-Pfad kamen und nach Nordwesten abbogen, auf den Großmutterberg zu, ließen die südöstlichen Berge den Sonnenrand los, weiß. Jetzt gehe ich in diesem Licht in diese Richtung.

Meine Großmutter Unverzagt war an diesem Morgen guter Dinge und gut zu Fuß, und sie sagte: »Lasst uns bei unserer Familie in Madidinou vorbeischauen.« So gingen wir weiter der Sonne entgegen, den Sinshan-Fluss entlang, wo die heimischen Wildgänse und Enten in großer Zahl in den Sumpfgebieten schnäbelten und schnatterten. Ich war natürlich schon oft in Madidinou gewesen, aber diesmal wirkte der Ort ganz anders auf mich, da ich auf einer Reise war, die noch weiter führen sollte. Ich fühlte mich ernst und wichtig und wollte nicht mit meinen Rotlehmverwandten spielen, obwohl es die Kinder waren, die ich am liebsten hatte. Meine Großmutter stattete ihrer Schwiegertochter und dem Stiefvater ihrer Enkelkinder – ihr Sohn ist vor meiner Geburt gestorben – einen Besuch ab, und dann setzten wir unseren Weg fort, durch die Pflaumen- und Aprikosenpflanzungen zur Alten Geraden Straße.

Ich hatte mit meinen Madidinou-Verwandten schon früher die Alte Gerade Straße überquert, aber jetzt sollte ich sie entlanggehen. Ich kam mir wichtig vor, empfand aber auch Ehrfurcht und flüsterte bei den ersten neun Schritten Heya. Es hieß, die Straße sei das älteste Menschenwerk im ganzen Tal, und niemand wusste, wie lange es sie schon gab. Teile davon verliefen tatsächlich schnurgerade, aber dann wand sie sich auch zum Fluss hinunter und kehrte wieder zur Geraden zurück. Im Staub waren Spuren zu sehen, von Schafsklauen, Eselshufen, Hundepfoten, genagelten Schuhen, nackten menschlichen Füßen, so viele Spuren, dass ich dachte, es müssten die Spuren all derer sein, die seit fünfzigtausend Jahren auf dieser Straße gegangen waren. Am Straßenrand standen große Taleichen, die vor dem Wind schützten und Schatten spendeten, und an manchen Stellen Ulmen, Pappeln oder

* Der Serpentin-Codex mag helfen, einige dieser Bilder zu verdeutlichen. Im linken Arm des Heyiya-if, des Symbols des Ganzen, liefen die fünf Farben Schwarz, Blau, Grün, Rot, Gelb in die oder aus der Mitte; der rechte Arm des Symbols war weiß. Der linke Arm war Sterblichkeit, der rechte Ewigkeit.



Himpi

riesige weiße Eukalyptusbäume, die so groß und verwachsen waren, dass sie älter aussahen als die Straße; aber sie war so breit, dass nicht einmal die Morgenschatten sie ganz bedeckten. Ich dachte, sie sei so breit, weil sie so alt war, aber meine Mutter erklärte mir, sie sei breit, weil die großen Herden aus dem Oberen Tal darauf zu den Salzgraswiesen an der Mündung der Na getrieben wurden, nach dem Weltanz hinunter und nach dem Grastanz wieder hinauf, und dass manche dieser Herden aus tausend und mehr Schafen bestanden. Der Abtrieb war schon lange vorbei, und wir trafen nur noch auf ein paar Mistkarren, die Nachhut der Herde, mit einer Horde dreckiger und wilder Burschen aus Telina, die Mist für die Felder sammelten. Sie riefen uns alle möglichen Scherze zu, und meine Mütter antworteten lachend, aber ich verbarg mein Gesicht. Es waren noch andere Reisende auf der Straße, und jedes Mal, wenn sie uns grüßten, verbarg ich mein Gesicht, aber sobald sie vorbei waren, blickte ich ihnen nach und stellte so viele Fragen: Wer sind sie? Woher kommen sie? Wohin gehen sie? – dass Unverzagt anfang, über mich zu lachen und mich zu necken.

Weil ihr die Beine wehtaten, gingen wir langsam, und weil für mich alles neu war, erschien mir der Weg ungemein lang, aber am Vormittag kamen wir durch die Weinberge nach Telina-na. Ich sah, wie sich der Ort am Ufer der Na erhob, die großen Scheunen, die Mauern und Fenster ihrer Häuser zwischen den Eichen, die Dächer der Heyimas, hoch gestaffelt, rot und gelb um den von Bannern gesäumten Tanzplatz, ein Ort wie eine Weintraube, wie ein Fasan, reich, kunstvoll, erstaunlich, schön.

Der Sohn der Halbschwester meiner Großmutter lebte in Telina-na in einem Rotlehmhaushalt, und diese Familie hatte uns eine Nachricht geschickt, wir sollten unterwegs bei ihnen einkehren. Telina war so viel größer als Sinshan, dass ich dachte, es hätte kein Ende, und der Haushalt war so viel größer als unserer, dass ich dachte, auch der hätte kein Ende. Eigentlich wohnten nur sieben oder acht Leute im Erdgeschoss des Hartschlackehauses, aber ständig kamen und gingen andere Verwandte und Freunde, und es gab so viel Arbeit und Reden und Kochen und Bringen und Holen, dass ich dachte, dieser Haushalt müsse der wohlhabendste der Welt sein. Sie hörten, wie ich meiner Großmutter zuflüsterte: »Guck mal! Sie haben sieben Kochtöpfe!« Darüber mussten alle lachen. Zuerst schämte ich mich, aber sie wiederholten immer wieder, was ich gesagt hatte, und lachten so freundlich, dass ich anfing, Dinge zu sagen, um sie noch mehr zum Lachen zu bringen. Nachdem ich gesagt hatte: »Dieser Haushalt ist riesig, wie ein Berg«, sagte Rebe, die Frau meines Halbbruders: »Dann komm und bleib eine Weile bei uns in diesem Berg, kleine Nordeule. Wir haben sieben Töpfe, aber keine Tochter. Wir könnten eine brauchen!« Sie meinte es ehrlich; sie war das Zentrum allen Gebens und Nehmens und Fließens, ein Mensch voller Großmut. Aber meine Mutter verschloss die Ohren vor diesen Worten, und meine Großmutter lächelte nur schweigend.

An diesem Abend führten mich meine Rotlehmverwandten, die beiden Söhne von Rebe und einige andere Kinder des Haushalts durch Telina-na. Hartschlacke ist eines der inneren Häuser linker Hand vom Gemeinplatz. Auf dem Platz in der Ortsmitte fand ein Pferderennen statt, was mir als ein Wunder erschien, da ich mir nicht einmal im Traum einen Gemeinplatz vorgestellt hätte, der groß genug für ein Pferderennen war. Ich hatte auch noch nicht viele Pferde gesehen; in Sinshan gab es Eselsrennen auf einer Kuhweide. Der Kurs führte linksherum um den Platz, dann kam eine Wende, und dann ging es rechtsherum wieder zurück, um das Heyiya-if zu bilden. Die Menschen standen auf den Balkonen und auf den Dächern, mit Öl- und Batterielampen, wetteten und tranken und schrien, und die Pferde rannten durch Schatten und blinkende Lichter, wendeten flink wie Schwalben, und die Reitenden kreischten und schrien. Auf einigen Balkonen auf der rechten Seite des Platzes sangen die Leute und brachten sich in Stimmung für den Sommertanz.

»Zwei Wachteln laufen.
Zwei Wachteln steigen ...«

Drüben am Tanzplatz wurde auch unten im Serpentin-Heyima gesungen, aber wir kamen nur auf dem Weg zum Fluss dort vorbei. Unten zwischen den Weiden, wo die Lichter des Ortes matt zwischen den Zweigen hindurchblinkten, hatten sich Paare abgesondert, um ein wenig ungestört zu sein. Wir Kinder schlichen durch das Weidengestrüpp und suchten nach ihnen, und wenn wir ein Paar fanden, schrien meine Kusinen. »Schwanz, da schau doch, Sand im Loch!«, oder machten ungehörige Geräusche, und das Paar sprang fluchend auf und jagte uns, aber wir stoben auseinander und rannten davon. Wenn meine Kusinen das jede warme Nacht so machten, dürfte es in Telina keinen großen Bedarf an Verhütungsmitteln geben. Als wir müde wurden, gingen wir zurück ins Haus, aßen kalte Bohnen und legten uns auf den Balkonen und Veranden schlafen. Die ganze Nacht hörten wir die Leute von gegenüber das Wachtellied singen.

Am nächsten Morgen machten wir drei uns früh auf den Weg, aber nicht vor Tagesanbruch und einem guten Frühstück. Als wir auf der gewölbten Steinbrücke die Na überquerten, hielt meine Mutter meine Hand. Das tat sie nicht oft. Ich dachte, sie täte es, weil es heilig war, den Fluss zu überqueren. Inzwischen glaube ich, dass sie Angst hatte, mich zu verlieren. Sie dachte, sie sollte mir erlauben, bei diesen reichen Verwandten in diesem reichen Ort zu bleiben.

Als wir Telina-na hinter uns gelassen hatten, sagte ihre Mutter zu ihr: »Vielleicht den Winter über, Weide?«

Meine Mutter schwieg.

Ich machte mir keine Gedanken darüber. Ich war glücklich und redete den ganzen Weg nach Chumo von den wunderbaren Dingen, die ich in Telina-na gesehen und gehört und getan hatte. Die ganze Zeit, während ich redete, hielt meine Mutter meine Hand.

Als wir in Chumo ankamen, merkten wir kaum, dass wir dort waren, weil die Häuser so verstreut und unter Bäumen versteckt lagen. Wir sollten die Nacht dort in unserem Heyima verbringen, aber zuerst besuchten wir den Mann meiner Großmutter, den Vater meiner Mutter. Er hatte bei einigen seiner Gelblehmverwandten in einem einstöckigen Haus unter Eichen ein eigenes Zimmer mit Blick auf den Bach. Es war schön dort. Sein Zimmer, wo er auch arbeitete, war groß und klamm.

Bis dahin hatte ich meinen Großvater immer unter seinem Mittelnamen – Töpfer – gekannt, aber er hatte seinen Namen geändert: Er sagte, wir sollten ihn Moder nennen.

Ich fand den Namen verrückt, und da ich noch vom Lachen der Familie in Telina über meine Witze ganz aufgeplustert war, sagte ich ziemlich laut zu meiner Mutter: »Stinkt er?« Meine Großmutter hörte es und sagte: »Sei still. Das ist kein Grund zum Scherzen.« Ich schämte mich, aber meine Großmutter schien mir nicht böse zu sein. Als die anderen Leute des Hauses in ihre Zimmer gegangen und wir mit meinem Großvater allein waren, sagte sie zu ihm: »Was ist das für ein Name, den du da angenommen hast?«

Er sagte: »Ein wahrer Name.«

Er sah anders aus als im Sommer zuvor in Sinshan. Er war schon immer ein düsterer und mürrischer Mann gewesen. Nichts war ihm jemals recht, und niemand machte je etwas richtig außer ihm selbst, obwohl er nie viel tat, weil es nie der richtige Zeitpunkt war. Jetzt sah er immer noch finster und grimmig aus, tat sich aber wichtig. Er sagte zu Unverzagt: »Es hat keinen Sinn, zu den heißen Quellen zu gehen, um Heilung zu finden. Du solltest besser zu Hause bleiben und denken lernen.«

»Wie lernt man das?«, fragte sie.

Er sagte: »Du musst lernen, dass deine Beschwerden und Wehwehchen nur Denkfehler sind. Dein Körper ist nicht real.«

»Und ob er das ist«, sagte Unverzagt, und sie lachte und schlug sich auf die Hüften.

»So?«, sagte Moder. Er hielt ein Holzpaddel hoch, mit dem er die Außenseite der großen Tongefäße glättete, die er herstellte. Das Paddel war aus Olivenholz geschnitten, so lang wie mein Arm und handbreit. Er hielt es in seiner Rechten, bewegte die linke Hand darauf zu und führte es durch seine Linke. Das Paddel glitt durch Muskeln und Knochen hindurch wie ein Messer durch Wasser.

Unverzagt und Weide betrachteten entgeistert das Paddel und die Hand. Er forderte sie auf, dasselbe mit sich machen zu lassen. Sie zögerten, aber ich war neugierig und wollte, dass man mir weiter Aufmerksamkeit schenkte, also hielt ich den rechten Arm hoch. Moder reckte das Paddel und fuhr damit zwischen Handgelenk und Ellbogen durch meinen Arm. Ich spürte den sanften Strich des Paddels; es fühlte sich an wie eine Kerzenflamme, wenn man einen Finger hindurchführte.

Ich musste vor Überraschung lachen. Mein Großvater sah mich an und sagte: »Diese Nordeule würde sich gut bei den Kriegern machen.«

Es war das erste Mal, dass ich dieses Wort hörte.

Unverzagt sagte, und ich konnte erkennen, dass sie wütend war: »Vergiss es. Deine Krieger sind alle Männer.«

»Sie kann einen heiraten«, sagte mein Großvater. »Wenn es so weit ist, kann sie den Sohn von Schaftot heiraten.«

»Du kannst dir deine toten Schafe sonst wohin stecken!«, sagte Unverzagt, was mich wieder zum Lachen brachte, aber Weide fasste sie am Arm, um sie zu beruhigen. Ich weiß nicht, ob meine Mutter Angst vor der Autorität hatte, die ihr Vater an den Tag legte, oder vor einem Streit zwischen den beiden; jedenfalls stellte sie zwischen ihnen wieder Ruhe her. Wir tranken ein Glas Wein mit meinem Großvater, und dann gingen wir mit ihm zum Tanzplatz von Chumo und zum Blauton-Heyima. Dort übernachteten wir im Gästezimmer. Ich schlief zum ersten Mal unter der Erde. Ich mochte die Ruhe und die Stille der Luft, war sie aber nicht gewohnt, wachte immer wieder auf und lauschte und konnte erst wieder einschlafen, wenn ich das Atmen meiner Mutter hörte.

Es gab noch ein paar andere Leute, die Unverzagt in Chumo besuchen wollte, wo sie gelebt hatte, als sie das Weberhandwerk erlernte, und so verließen wir den Ort erst gegen Mittag. Wir wanderten an der nordöstlichen Seite des Flusses durch das enger werdende Tal, und die Straße verlief zwischen Obstgärten mit Oliven-, Pflaumen- und Nektarinenbäumen und terrassierten Hügeln, die mit Weinreben bepflanzt waren. Ich war dem Berg noch nie so nah gewesen, er füllte mein ganzes Blickfeld aus. Als ich zurückschaute, konnte ich den Sinshan-Berg nicht mehr sehen; seine Form hatte sich verändert, oder er wurde von anderen Bergen im Südwesten verdeckt. Das beunruhigte mich. Schließlich sprach ich meine Mutter darauf an, die meine Angst verstand und mir versicherte, der Berg werde, wenn wir nach Sinshan zurückkehrten, dort sein, wo er hingehörte.

Nachdem wir den Hammelbach überquert hatten, konnten wir oben in den Hügeln über dem Tal Chukulmas erkennen. Der Feuerturm, erbaut aus farbigen Steinen, rot, orange und gelblich-weiß, so fein gemustert wie ein Korb oder eine Schlange, war nicht zu übersehen. In den gelben Weidegründen am Fuß der Hügel, zwischen den Waldausläufern, grasten Rinder. Auf dem eng begrenzten, flachen Talgrund gab

es viele Weinkellereien und Scheuern zum Trocknen von Obst, und die Streuobstwiesenleute aus Chukulmas waren dabei, Sommerlauben aufzustellen. Am Ufer der Na ragten zwischen den Eichen dunkle Mühlen empor, deren Räder ein Geräusch machten, das schon von Weitem zu hören war. Wachteln ließen ihren dreistufigen Ruf erschallen, Lerchen stiegen von den Feldern auf, und hoch oben kreisten Bussarde am Himmel. Das Sonnenlicht war klar, die Luft still.

Meine Mutter sagte: »Heute ist ein Tag des Neunten Hauses.«

Meine Großmutter sagte nur: »Ich bin froh, wenn wir in Kastoha sind.« Seit wir Chumo verlassen hatten, war sie still und hinkte ein wenig.

Vor den Füßen meiner Mutter lag eine Feder auf dem Weg, die grau gestreifte, blaue Flügelfeder eines Hähers. Sie war die Antwort auf das, was sie gesagt hatte. Meine Mutter hob sie auf und behielt sie in der Hand, als sie weiterging. Sie war eine kleine Frau, mit rundem Gesicht und zartgliedrigen Händen und Füßen. An diesem Tag ging sie barfuß, bekleidet mit einer alten Wildlederhose und einem ärmellosen Hemd, das Haar geflochten, einen kleinen Rucksack auf dem Rücken und eine blaue Feder in der Hand. So geht sie im Sonnenlicht in der stillen Luft dahin.

Von den westlichen Hügeln her legten sich, als wir nach Kastoha-na kamen, Schatten über das Tal. Unverzagt sah die Dächer über den Streuobstwiesen und sagte: »Aha, da ist Omas Fut!« So nannten die Alten früher Kastoha, weil es zwischen den gespreizten Beinen des Bergs liegt. Als ich den Namen zum ersten Mal hörte, hatte ich mir den Ort als eine Höhle zwischen Tannen und Mammutbäumen vorgestellt, eine dunkle, geheimnisvolle Höhle, aus der der Fluss fließt. Als wir über die Na-Brücke kamen und ich sah, dass es ein großer Ort wie Telina-na war, nur noch größer, mit Hunderten von Häusern und mehr Menschen, als ich auf der ganzen Welt vermutet hatte, begann ich zu weinen. Vielleicht war es die Scham, die mich zum Weinen brachte, weil ich sah, wie dumm ich gewesen war, zu meinen, dass ein Ort eine Höhle sein könnte; vielleicht war ich verängstigt oder ermüdet von allem, was ich in den Tagen und Nächten unserer Reise gesehen hatte. Unverzagt nahm meinen rechten Arm in ihre Hände, befühlte und betrachtete ihn. Das hatte sie nicht getan, nachdem Moder das Paddel hindurchgeführt hatte; darüber war überhaupt nicht mehr geredet worden. »Er ist ein alter Dummkopf«, sagte sie jetzt, »und ich auch.« Sie nahm den silbernen Halbmondreif ab,

den sie immer trug, und schob ihn mir über die Hand auf den rechten Arm. »Da«, sagte sie. »Er wird nicht abfallen, Nordeule.«

Ihr Handgelenk war so dünn, dass der Reif für meinen Unterarm nur ein bisschen zu groß war; doch das war nicht das, was sie meinte. Ich hörte auf zu weinen. In der Herberge an den heißen Quellen schlief ich in dieser Nacht tief und fest, aber wusste die ganze Nacht im Schlaf, dass der Mond an meinem Arm war, unter meinem Kopf.

Am nächsten Tag sah ich zum ersten Mal die Kondore. Alles in Kastoha-na war mir fremd, alles war neu, alles war anders als zu Hause; aber sobald ich diese Männer sah, wurde mir klar, dass Sinshan und Kastoha ganz und gar eins waren und das hier etwas anderes.

Ich war wie eine Katze, die eine Klapperschlange riecht, oder wie ein Hund, der einen Geist sieht. Meine Beine wurden steif, und ich konnte die Luft an meinem Kopf spüren, weil meine Haare sich aufrichten wollten. Ich blieb stehen und flüsterte: »Was sind das für Leute?«

Meine Großmutter sagte: »Kondore. Hauslose Männer.«

Meine Mutter war neben mir. Sie trat unvermittelt vor und sprach die vier großen Männer an. Sie wandten sich ihr, geschnäbelt und geflügelt, zu und sahen auf sie herab. Ich spürte, wie meine Beine schwach wurden, und meine Blase drückte. Ich sah Mönchsgeier, die sich zu meiner Mutter hinunterbeugten, ihre roten Hälse, ihre spitzen Schnäbel ausstreckten und sie mit weiß umrandeten Augen anstarrten. Sie zogen ihr Dinge aus dem Mund und dem Bauch.

Meine Mutter kam zu uns zurück, und wir gingen weiter zu den heißen Quellen. Sie sagte: »Er war im Norden, im Vulkanland. Diese Männer sagen, dass die Kondore zurückkommen. Sie kannten seinen Namen, und als ich ihn nannte, sagten sie, er sei eine wichtige Persönlichkeit. Hast du gesehen, wie sie gelauscht haben, als ich seinen Namen nannte?« Meine Mutter lachte. Ich hatte sie noch nie so lachen hören.

Unverzagt sagte: »Wessen Namen?«

Weide sagte: »Den Namen meines Mannes.«

Sie hatten wieder angehalten und standen sich gegenüber.

Meine Großmutter zuckte mit den Achseln und wandte sich ab.

»Ich sage dir, er kommt zurück«, sagte meine Mutter.

Ich sah weiße Funken um ihr Gesicht, wie Glühwürmchen. Ich schrie auf, und dann begann ich mich zu erbrechen und kauerte mich auf den Boden. »Ich will nicht, dass es dich frisst!«, sagte ich immer wieder.

Meine Mutter trug mich auf dem Arm zurück in die Herberge. Ich schlief eine Weile, und am Nachmittag ging ich mit Unverzagt zu den heißen Quellen. Wir lagen lange im heißen Wasser. Es war bräunlich-blau und voller Schlamm und roch nach Schwefel, was anfangs sehr unangenehm war, aber sobald man hineingestiegen war, wollte man am liebsten ewig drin bleiben. Das Becken war flach, breit und lang, mit Rändern aus blau-grün glasierten Kacheln. Es gab keine Wände, nur ein hohes Dach aus Holz und verstellbare Wandschirme gegen den Wind. Es war wunderschön dort. Alle Leute waren zur Heilung gekommen und unterhielten sich flüsternd oder lagen allein im Wasser und sangen leise Heilgesänge. Das blau-braune Wasser verbarg ihre Leiber, sodass beim Blick auf das lange Becken nur Köpfe sichtbar waren, die auf dem Wasser ruhten und sich im Dunst, der über den heißen Quellen hing, an die Kacheln lehnten, einige mit geschlossenen Augen, andere singend.

Ich liege da, ich liege da,
ich liege, wo ich lag,
treibe im flachen Wasser.
Er treibt da, er treibt da,
der Nebel über dem Wasser.

Die Unterkunft an den heißen Quellen von Kastoha-na war einen Monat lang unser Zuhause. Unverzagt badete im Wasser und ging täglich zur Medizinhütte, um die Kupferschlange zu lernen. Meine Mutter ging allein auf den Berg, zur Quelle des Flusses, nach Wakwaha und auf den Spuren des Berglöwen weiter zum Gipfel.* Ein Kind konnte nicht den ganzen Tag im heißen Wasserbecken und in der Medizinhütte verbringen, aber ich hatte Angst vor den Plätzen des großen Ortes, wo sich die Leute drängten, und wir hatten keine Verwandten in den Häusern, also blieb ich hauptsächlich bei den heißen Quellen und half bei der Arbeit. Als ich herausfand, wo der Geysir war, ging ich oft dorthin.

* Die Kupferschlange könnte ein Behandlungsritual für Rheumaleidende gewesen sein. Der Berg – Ama Kulkun, der Großmutterberg –, die Quelle der Na und der Ort an der Quelle, Wakwaha-na, waren die heiligsten Orte für die Menschen im Tal. »Auf den Spuren des Löwen« oder »auf dem Weg des Bussards« zum Gipfel des Bergs hinaufzusteigen war eine einsame spirituelle Reise, die früher oder später ein Mal oder mehr als ein Mal von den meisten Menschen der neun Ortschaften unternommen wurde.

Ein alter Mann, der dort lebte und die Besucher über den Heya-Platz führte und die Geschichte der unterirdischen Flüsse sang, sprach immer mit mir und ließ mich ihm helfen. Er lehrte mich ein Schlamm-Wakwa, das erste Lied, das mir allein geschenkt wurde. Schon damals kannten nicht viele Leute dieses Lied, das sehr alt sein muss. Es hat eine alte Form und wird allein gesungen, zu einer Zweiton-Schlitztrommel, und der Text besteht größtenteils aus Matrixwörtern, sodass es sich nicht gut aufschreiben lässt. Der alte Mann sagte: »Vielleicht singen die Leute aus den Häusern des Himmels dieses Lied, wenn sie herkommen, um in den Schlammbädern zu baden.« An einer Stelle im Lied mitten in der Matrix tauchen die anderen Wörter auf und lauten:

Von den Rändern einwärts zur Mitte,
 abwärts, aufwärts zur Mitte
 kamen sie alle hier herein,
 kommen sie alle hier herein.

Ich denke, der alte Mann hatte recht, und es ist ein Erdlied. Es war mein erstes Geschenk, und ich habe es vielen weitergegeben.



Da ich mich aus dem Ort fernhielt, sah ich keine Männer des Kondors mehr und vergaß sie. Nach einem Monat kehrten wir rechtzeitig nach Sinshan zurück, um die Sommertänze zu tanzen. Unverzagt ging es gut, und so gelangten wir an einem Vormittag bis nach Telina-na hinunter und am Abend weiter nach Sinshan. Als wir an der Brücke über den Sinshan-Fluss ankamen, sah ich alles verkehrt herum. Die Hügel im Norden waren dort, wo die südlichen Hügel sein sollten, die Häuser auf der rechten Seite waren dort, wo die Häuser zur Linken sein sollten. Selbst in unserem Haus war es so. Ich suchte alle Orte auf, die ich kannte, und alles war umgekehrt. Es war seltsam, aber ich genoss die Seltsamkeit, auch wenn ich hoffte, dass es nicht so bleiben würde. Als ich am

Morgen aufwachte und Sidi mir ins Ohr schnurrte, war alles da, wo es hingehörte, Norden im Norden und links links, und ich habe die Welt nie wieder verkehrt herum gesehen oder nur für einen kurzen Moment.

Nachdem der Sommer zu Ende getanzt war, zogen wir in unsere Sommerlaube, und dort sagte Unverzagt zu mir: »Nordeule, in ein paar Jahren wirst du anfangen, zur Frau zu werden und wie eine Frau zu bluten. Letztes Jahr warst du nur ein Grashüpfer, aber jetzt bist du hier in der Mitte, in einer guten Zeit, in deinen Klarwasserjahren. Was möchtest du hier tun?«

Ich dachte einen Tag lang darüber nach und sagte ihr: »Ich möchte hinaufgehen und der Spur des Löwen folgen.«

Sie sagte: »Gut.«

Meine Mutter stellte keine Fragen und schwieg. Seit wir aus Kastoha-na zurückgekehrt waren, schien sie immer auf ein Wort zu horchen, in die Ferne zu lauschen, stillzuhalten.

Also machte mich meine Großmutter zum Aufbruch bereit. Neun Tage lang aß ich kein Fleisch, und die letzten vier der neun nahm ich nur rohe Kost zu mir, einmal täglich zur Mittagszeit, und trank viermal am Tag Wasser in vier Zügen. Am zehnten Tag erwachte ich früh, vor Sonnenaufgang. Ich stand auf und nahm den Beutel mit den Gaben. Unverzagt schlief, aber meine Mutter lag, glaube ich, wach. Ich flüsterte ihnen und dem Haus Heya zu und ging hinaus.

Unsere Sommerlaube stand auf einer Wiese oben in den Hügeln über dem Hartschluchtbach, etwa eine Meile flussaufwärts von Sinshan. Wir hatten mein ganzes Leben lang mit einer Familie von Obsidianleuten aus dem Chimbam-Haus jeden Sommer dort verbracht und gemeinsam unsere Schafe gehütet; auf den Hügeln es gab es gute Weideplätze für sie, und der Bach führte in den meisten Jahren bis zur Regenzeit durchgehend Wasser. Die Wiese hieß Gahheya, wegen des großen blauen Serpentin-Heyiya-Felsens an ihrem nordwestlichen Ende. Als ich fortging, kam ich an dem Gahheya-Felsen vorbei. Ich wollte anhalten und mit ihm sprechen, aber er sprach zu mir; er sagte: »Halt nicht an, geh weiter, steig hoch hinauf, ehe die Sonne kommt.« Also stieg ich über die hohen Hügel hinauf, in gemäßigtem Schritt, solange es noch dunkel war, und weiter im Laufschrift, als es hell wurde, und als sich der Erdbogen und der Sonnenbogen trennten, stand ich auf dem hohen Grat des Sinshan-Bergs. Ich sah Licht auf die Südostseite aller Dinge fallen und die Dunkelheit über das Meer hinschwinden.

Nachdem ich dort Heya gesungen hatte, wanderte ich von Nordwesten nach Südosten den Bergrücken entlang, folgte Hirschpfaden durch das Chaparral und suchte mir meinen eigenen Weg, wo das Unterholz unter den Tannen- und Kiefernwäldern spärlicher war. Ich ging nicht schnell, sondern sehr langsam, blieb immer wieder stehen und lauschte und suchte nach Hinweisen und Zeichen. Den ganzen Tag lang machte ich mir Sorgen darum, wo ich die Nacht schlafen würde. Ich lief kreuz und quer über die Bergkämme und dachte dabei ständig: »Ich muss einen guten Platz finden, einen guten Platz.« Kein Ort erschien mir gut. Ich sagte mir: »Es sollte ein Heya-Platz sein. Du wirst ihn erkennen, wenn du hinkommst.« Aber was ich im Kopf hatte, ohne mir dessen bewusst zu sein, waren der Puma und der Bär, wilde Hunde, Männer von der Küste, Fremde aus dem Strandgebiet. In Wirklichkeit suchte ich nach einem Versteck. Also wanderte ich den ganzen Tag, und jedes Mal, wenn ich irgendwo anhielt, zitterte ich.

Als ich bei Einbruch der Dunkelheit oberhalb der Quellen ankam, hatte ich Durst. Ich aß vier Samenpollenkugeln aus meinem Gabenbeutel, war aber nach dem Essen noch durstiger, und mir war ein wenig übel. Die Dämmerung war den Berg hinaufgekrochen, bevor ich den Platz gefunden hatte, den ich suchte; also war ich dort geblieben, wo ich war, in einer Mulde unter einigen Manzanita-Bäumen. Die Mulde schien mir Schutz zu bieten, und Manzanitas sind reines Heyiya. Lange blieb ich aufrecht sitzen. Ich versuchte, Heya zu singen, aber der Klang meiner Stimme so allein gefiel mir nicht. Schließlich legte ich mich hin. Jedes Mal, wenn ich mich irgendwie bewegte, riefen die trockenen Laubblätter: »Hört! Sie bewegt sich!« Ich versuchte stillzuliegen, aber die Kälte zwang mich immer wieder dazu, mich zusammenzurollen; es war kalt da oben, und der Wind trieb den Nebel vom Meer über die Berge heran. Nebel und Dunkelheit nahmen mir, obwohl ich immer wieder in die Nacht starrte, die Sicht. Das Einzige, was ich erkennen konnte, war die Tatsache, dass ich den Berg hatte besteigen wollen und erwartet hatte, alles richtig zu machen, den Spuren des Löwen zu folgen; stattdessen war ich zu nichts gekommen und den ganzen Tag vor Löwen weggelaufen. Das lag daran, dass ich nicht hergekommen war, um der Löwe zu sein, sondern um den Kindern, die mich eine Halbperson nannten, zu zeigen, dass ich besser war als sie, dass ich eine mutige und heilige Achtjährige war. Ich fing an zu weinen. Ich drückte mein Gesicht in den Boden zwischen den Blättern und weinte in die

Erde, die Mutter meiner Mütter. So schuf ich mit meinen Tränen einen kleinen salzigen Schlammtümpel oben auf diesem kalten Berg. Und mir fiel das Lied ein, das mir der alte Mann am Geysir geschenkt hatte, das Schlamm-Wakwa, und ich sang es im Stillen. Das half mir ein bisschen. So ging die Nacht dahin. Durst und Kälte ließen mich nicht schlafen, und Müdigkeit ließ mich nicht wachen.

Sobald der Morgen graute, stieg ich vom Bergrücken hinunter, um Wasser zu finden, und kletterte durch dichtes Gebüsch in einen Talchluss hinab. Ich musste lange suchen, bevor sich mir eine Quelle darbot. Ich durchstreifte ein Labyrinth von Schluchten und verlor die Orientierung, und als ich wieder auf höheres Gelände kam, befand ich mich zwischen dem Sinshan-Berg und der Wächterin. Ich stieg weiter hinauf, bis ich einen großen, kahlen Vorberg erreichte, von dem aus ich zurückblicken und den Sinshan-Berg von der falschen Seite, der Außenseite, sehen konnte. Ich hatte das Tal hinter mir gelassen.

Ich wanderte den ganzen Tag so weiter wie am Vortag. Ich ging langsam und hielt oft an, aber mein Empfinden hatte sich verändert. Mein Kopf dachte nicht und war dennoch klar. Das Einzige, was ich mir sagte, war: »Halte dich möglichst auf einem Weg, der um die Wächterin herumführt, ohne viel auf oder ab zu gehen, damit du am Ende an diese kahle Stelle zurückkehrst.« Hier auf dem Hügel, wo der Wildhafer im Sonnenschein hellgelb leuchtete, herrschte ein gutes Gefühl. Ich dachte, ich würde sie wiederfinden. Also ging ich weiter. Alles, was mir begegnete, sprach ich mit Namen an oder indem ich Heya sagte – die Bäume: Tanne, Diggerkiefer, Rosskastanie, Redwood, Manzanita, Madrone und Eiche; die Vögel: Blauhäher, Schwanzmeise, Specht, Phoebetyrann und Bussard; die Blätter von Scheinheide, Buscheiche, Gifteiche und Bergweißdorn; die Gräser; einen Wapitischädel; Kaninchenkot; den Wind, der vom Meer wehte.

Dort drüben auf der Jagdseite gab es nicht viele Hirsche, die bereit waren, sich einem Menschen zu nähern. Wapitis sichtete ich fünf Mal und einmal einen Kojoten. Zu den Hirschen sagte ich: »Ich gebe euch meinen Segen, soweit ich das kann, ihr Sprachlosen, gebt mir euren Segen, soweit ihr das könnt!« Den Kojoten, ein Weibchen, nannte ich Sängerin. Ich habe mein Leben lang Kojoten gesehen, wie sie zur Ablammzeit herumschlichen und aus der Sommerlaube stahlen, und auch tote, als schmutziges Häuflein Fell, aber niemals eine Kojotin in ihrem Haus.

Die Kojotin stand zwischen zwei Weißkiefern, etwa zehn Schritte von mir entfernt, und sie kam näher, um mich besser in Augenschein zu nehmen. Den Schwanz um die Füße gelegt, setzte sie sich hin und sah mich an. Ich glaube, sie konnte sich nicht erklären, was ich war. Vielleicht hatte sie noch nie ein Kind gesehen. Vielleicht hatte sie, jung wie sie war, noch nie einen Menschen gesehen. Ich mochte ihr Aussehen, schlank und gepflegt, die Farbe von Wildhafer im Winter, mit hellen Augen. Ich sagte: »Sängerin! Ich werde deinen Weg gehen!« Sie saß da und sah mich an und schien zu lächeln, denn das Maul der Kojoten ist wie ein Lächeln; dann stand sie auf, streckte sich ein wenig und war fort – wie ein Schatten. Ich sah sie nicht gehen, also konnte ich auch nicht mit ihr gehen. Aber in jener Nacht sangen sie und ihre Familie die halbe Nacht lang Kojote-Wakwa in meiner Nähe. Der Nebel kam in jener Nacht nicht; die Dunkelheit blieb mild und klar, und am Himmel zeigten sich alle Sterne. Ich fühlte mich leicht, lag am Rand einer kleinen Lichtung unter alten Lorbeerbäumen und blickte auf die Muster der Sterne; ich begann zu schweben, dem Himmel anzugehören. So ließ Yowayo mich in ihr Haus ein.

Am nächsten Tag gelangte ich zurück auf den Wildhaferhügel, der mich die falsche Seite des Sinshan-Bergs sehen ließ, und dort leerte ich meinen Beutel und gab dem Ort meine Gaben. Ohne den Hügel zu überqueren, um den Kreis zu schließen, kehrte ich zurück in die Schluchten zwischen den Bergen, in der Absicht, den Sinshan-Berg von Südosten her zu umrunden und so das Heyiya-if zu vervollständigen. In den Schluchten verirrte ich mich wieder. Einem Bach folgte ich, weil es sich an seinem Rand einfacher gehen ließ und alle Seiten der Schlucht steil und von Gifteiche überwuchert waren. Ich stieg immer weiter abwärts und hatte keine Ahnung mehr, wo ich war. Man nennt diese Schluchten die alten Fuchshöhlen, aber niemand, den ich später fragte, ob Jäger oder Leute der Lorbeerhütte, hatte jemals den Ort gesehen, an den dieser Bach mich führte. Es war ein langer, dunkler Teich, in dem der Bach anscheinend zu fließen aufhörte. Um den Teich herum wuchsen Bäume, die ich sonst nirgendwo gesehen habe, mit glatten Stämmen und Ästen und dreieckigen, gelblichen Blättern. Das Wasser des Teichs war gesprenkelt und von diesen Blättern bedeckt. Ich steckte meine Hand ins Wasser und fragte es nach der Richtung. Ich spürte die Kraft darin, und sie machte mir Angst. Es war dunkel und still. Es war nicht das Wasser, das ich kannte, nicht das Wasser,

das ich wollte. Es war schwer, wie Blut, und schwarz. Ich trank nicht davon. Ich hockte mich in den heißen Schatten unter den Bäumen am Rand des Teichs und suchte nach einem Zeichen oder einem Wort, das mir weiterhelfen könnte. Auf dem Teich kam etwas auf mich zu: ein Wasserläufer. Es war ein großer, der auf seinen blinkenden Tritten flink über die Haut des Wassers huschte. Ich sagte: »Ich gebe dir meinen Segen, soweit ich das kann, Sprachloser, gib mir deinen Segen, soweit du das kannst!« Das Insekt blieb noch eine Weile still dort stehen, wo Luft und Wasser sich trafen, an seinem Ort des Seins, und dann huschte es in den Uferschatten des Teichs. Das war alles. Ich stand auf, sang Heya-na-no, suchte mir einen Weg an der Gifteiche vorbei zur Felskante der Schlucht hinauf und gelangte dann durch die alten Fuchshöhlen zur Hinteren Schlucht und in der Spätnachmittagshitze wieder auf meinen eigenen Berg. Die Grillen zirpten wie tausend Glocken, und aus dem Wald erscholl von überallher das Geschrei und Geschimpfe der Blau- und Diademhäher. In dieser Nacht schlief ich unter Steineichen am Hang meines Bergs. Am nächsten Tag, dem vierten, machte ich mir Federstäbe aus den Federn, die auf meiner Wanderung zu mir gekommen waren, und aus Stöcken aus Steineiche, und an einer kleinen Sickerquelle zwischen Felsen und Wurzeln an einem Talschluss vollzog ich so viel von dem Quellen-Wakwa, wie ich kannte. Dann machte ich mich nach Hause auf. Ich erreichte Gahheya etwa um die Zeit, als die Sonne unterging, und kam zur dreiwandigen Sommerlaube. Weide war nicht da; Unverzagt saß im Freien am Herd und spann Wolle. »Na?«, sagte sie. »Vielleicht solltest du lieber erst mal baden.«

Ich wusste, dass sie sehr froh war, dass ich wohlbehalten wieder zu Hause war, aber sie lachte, weil ich vor lauter Eile, nach Hause zu kommen und zu essen, vergessen hatte, mich nach dem Wakwa zu waschen. Ich war ganz verschwitzt und dreckig.

Als ich zum Hartschluchtbach hinunterging, fühlte ich mich alt, als wäre ich länger als vier Tage fort gewesen, länger als der Monat in Kastoha-na, länger als die acht Jahre meines Lebens. Ich wusch mich im Bach und stieg in der Dämmerung wieder den Hang hinauf. Da war der Gahheya-Felsen, und ich ging zu ihm hin. Er sagte: »Berühre mich.« Das tat ich, und so kehrte ich heim. Ich wusste, dass mir an diesem seltsamen Ort mit dem Teich und dem Wasserläufer etwas zuteilgeworden war, das ich nicht begriff und vielleicht auch nicht begreifen wollte; aber das Scharnier meiner Wanderung war der goldene Hügel gewesen; die

Kojotin hatte für mich gesungen; und solange meine Hand und der Felsen sich berührten, wusste ich, dass ich nicht fehlgegangen war, selbst wenn ich nichts Greifbares erreicht hatte.



Da ich nur eine Großmutter und einen Großvater im Tal hatte, hatte ein Blautonmann namens Neunpunkt sich angeboten, mir ein Neben-Großvater zu sein. Als ich knapp neun Jahre alt war, kam er aus seiner Sommerlaube in der Bärenbachschlucht herüber, um mir die Lieder der Väter beizubringen. Bald darauf kehrten wir mit ihm nach Sinshan zurück, um uns darauf vorzubereiten, das Wasser zu tanzen, während die Obsidianfamilie in Gahheya sich um die Schafe kümmerte. Es war das erste Mal, dass ich im Sommer in unseren Ort zurückkehrte. Außer Blautonleuten war kaum jemand dort. Während ich den ganzen Tag lang in dem weiten, leeren Ort Heyiya sang und verrichtete, begann ich zu spüren, wie sich meine Seele öffnete und zusammen mit den anderen Seelen der Tänzer ausbreitete, um die Leere zu füllen. Das Wasser strömte aus der Schale aus blauem Ton, und die Lieder waren Flüsse und Teiche in der großen Hitze des Sommers. Die anderen Häuser kamen aus ihren Sommerquartieren, und wir tanzten das Wasser. Weil in Tachas Touchas der Bach ausgetrocknet war, kamen die Leute von dort herauf, um mit uns zu tanzen, wobei diejenigen, die Verwandte hatten, zu ihnen gingen und die anderen auf den Feldern kampierten oder auf Veranden schliefen. Bei so vielen Menschen hörte der Tanz nie auf, und das Blauton-Heyima war so voller Gesang und Kraft, dass es, wenn man das Dach berührte, war, als berührte man einen Löwen. Es war ein großartiges Wakwa. Am dritten und vierten Tag des Tanzes hatten die Menschen in Madidinou und Telina vom Wasser in Sinshan gehört und gesellten sich hinzu. In der letzten Nacht waren die Balkone voller Menschen, und das Heyiya-iffüllte den ganzen Tanzplatz, am Himmel tanzten im Südosten und Nordwesten die Hitzeblitze, man konnte die Trommeln nicht vom Donner unterscheiden, und wir tanzten den Regen bis hinab zum Meer und wieder hinauf zu den Wolken.

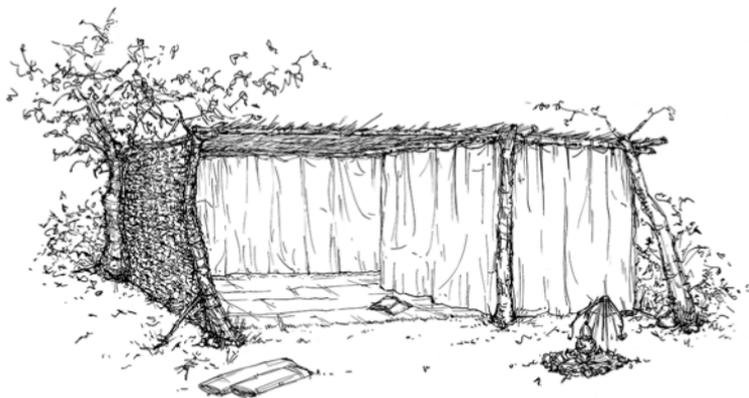
Zwischen dem Wasser und dem Wein traf ich mich eines Tages mit meinen Rotlehmverwandten aus Madidinou, um Brombeeren am Brutschneppenfels zu sammeln. Die Sträucher waren aber alle schon

abgepflückt, und es waren kaum noch Beeren da, also spielten Pelikan und ich wilde Hunde, und Hopfen war der Jäger, und wir jagten einander durch die engen, dornigen Pfade zwischen den Brombeerhecken. Ich wartete, bis Hopfen an meinem Versteck vorbeikam, und sprang ihn von hinten an, bellte laut und warf ihn zu Boden. Der Sturz raubte ihm den Atem, und er war zunächst verärgert, bis ich winselte und seine Hand leckte. Dann saßen wir alle drei lange zusammen und tratschten. Er sagte: »Gestern sind ein paar Leute mit Vogelköpfen durch unseren Ort gekommen.«

Ich fragte: »Was meinst du damit? Federsammler?«

Er sagte: »Nein, Männer mit Köpfen wie Vögel – wie Truthahngerier oder Kondore – schwarz und rot.«

Pelikan rief dazwischen: »Er hat sie nicht gesehen, *ich* hab sie gesehen«, aber ich bekam Angst und hatte ein mulmiges Gefühl. Ich sagte: »Ich muss jetzt nach Hause«, und ging los. Die beiden mussten mir den Korb voller Beeren, die ich gesammelt hatte, hinterhertragen. Sie gingen zurück nach Madidinou, und ich lief durch die Felder von Sinshan über den Hechu-Bach; in der Nähe der Winzereien blickte ich auf und sah im Südwesten einen Vogel am Himmel kreisen. Ich hielt ihn für einen Truthahngerier, aber erkannte, dass er größer, dass er ein Kondor war. Er kreiste über meinem Ort neunmal in der Luft, und dann vollendete er das Heyiya-if, indem er langsam über mir nach Nordosten glitt. Seine Flügel, die beide länger waren, als ein Mensch groß ist, bewegten sich



Eine Fünf-Pfosten-Sommerlaube

nie; nur die langen Federfinger an den Flügelenden neigten sich im Wind. Als er über den Rotkuhhügel verschwunden war, eilte ich weiter nach Sinshan. Es standen viele Leute auf den Balkonen, und auf dem Gemeinplatz trommelten einige Obsidianleute ihren Mut zusammen. Ich ging zum Haus Hochaltan, in unser zweites Zimmer, und versteckte mich in der dunklen Ecke hinter den aufgerollten Betten. Ich war der festen Überzeugung, dass der Kondor nach mir suchte.

Meine Mutter und meine Großmutter kamen herein, ohne zu wissen, dass ich dort war, und redeten. »Ich habe dir gesagt, dass er kommt!«, sagte meine Mutter. »Er wird kommen und uns hier finden!« Ihre Stimme klang zornig und freudig erregt zugleich, wie ich sie noch nie hatte sprechen hören.

»Möge es nicht dazu kommen!«, sagte meine Großmutter, wütend und ohne Freude.

Daraufhin kam ich aus der dunklen Ecke hervor und lief zu meiner Großmutter und schrie: »Er darf nicht kommen! Er darf nicht kommen und uns finden!«

Meine Mutter sagte: »Komm zu mir, Kondortochter.«

Ich machte einen Schritt auf sie zu und hielt inne. Ich stand zwischen ihnen und sagte: »Das ist nicht mein Name.«

Meine Mutter schwieg zwei Atemzüge lang und sagte dann: »Hab keine Angst. Du wirst schon sehen.«

Sie begann mit der Zubereitung des Abendessens, als wäre nichts geschehen oder im Begriff zu geschehen. Unverzagt nahm ihre Holztrommel und ging zu unserem Heyima hinunter. Die Leute trommelten an diesem Abend in allen Heyimas.

Es war während der letzten großen Hitze des Jahres, und die Leute waren auf den Balkonen, um es nach Einbruch der Dunkelheit kühl zu haben. Ich hörte, wie sie über den Kondor sprachen. Achat, der Bibliothekar der Madronenhütte, begann einen Sprechgesang mit dem Titel »Der Flug des Großen« vorzutragen, den er aus einer alten schriftlichen Aufzeichnung eines Finders in der Bibliothek gemacht hatte; er erzählte von der Binnensee und dem Lichtmassiv, der Omornsee und dem Himmelsmassiv, den Salzwüsten und Grasebenen, dem Berg des Nordens und dem Berg des Südens, so wie der Kondor sie im Flug sah. Achats Stimme war wunderschön, und wenn er las oder sprach, hörte man zu und trat in den Raum und die Stille ein. Wenn er doch nur die ganze Nacht weitergesprochen hätte! Als der Vortrag zu Ende war,

herrschte für eine Weile Stille; dann begannen die Menschen wieder leise zu reden. Weder Unverzagt noch Weide waren da. Die Leute bemerkten mich nicht und sprachen deshalb vom Kondor, wie sie es in Gegenwart meiner Familie nicht getan hätten.

Muschel wartete darauf, dass meine Großmutter aus dem Heyima zurückkam. Sie sagte: »Wenn diese Leute zurückkommen, sollten wir sie diesmal nicht im Tal bleiben lassen.«

»Sie sind schon im Tal«, sagte Hund. »Sie werden nicht gehen. Sie sind hier, um Krieg zu führen.«

»Unsinn«, sagte Muschel, »rede nicht wie ein kleiner Junge, in deinem Alter.«

Hund war, wie Achat, ein gebildeter Mensch, der oft nach Kastoha-na und Wakwaha reiste, um zu lesen und mit anderen Gebildeten zu sprechen. Er sagte: »Blautonfrau, ich sage das, weil ich mit Männern der Kriegerhütte im Oberen Tal gesprochen habe, und was sind Krieger anderes als Menschen, die Krieg führen? Und diese Krieger, das sind unsere eigenen Leute, Fünfhausleute aus dem Na-Tal. Aber sie reden in diesen Orten seit zehn Jahren mit den Kondorleuten und denken schon wie sie.«

Die alte Holle, die diesen Namen angenommen hatte, als sie blind wurde, sagte: »Hund, meinst du, dass diese Kondorleute krank sind, dass sie den Kopf verquer haben?«

Er sagte: »Ja, das meine ich.«

Jemand weiter unten auf dem Balkon fragte: »Sind das alles Männer, wie man erzählt?«

Hund sagte: »Alle, die hierherkommen, sind Männer. Bewaffnet.«

Muschel sagte: »Aber hört zu, sie können nicht Tag für Tag, Jahr für Jahr Tabak rauchen, das ist Unsinn! Wenn einige Männer in diesen großen Orten im Tal sich wie Fünfzehnjährige benehmen und Krieg spielen wollen, was geht uns das hier an? Wir sagen den Fremden einfach, dass sie weiterziehen sollen.«

Maustanz, der damals Sprecher meines Heyima war, sagte: »Sie können uns nichts antun. Wir gehen im Wirbel.«

Hund sprach: »Und sie im Rad, und es gewinnt an Kraft!«

»Folgt nur dem Wirbel«, sagte Maustanz. Er war ein freundlicher, starker Mann. Auf ihn wollte ich hören, nicht auf Hund. Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Hauswand, weil ich das Bedürfnis hatte, unter der Traufe zu bleiben, wo mich der Himmel nicht sah. Zwischen

meinen Füßen lag etwas auf dem Boden des Balkons; im Sternenlicht sah es aus wie ein Stock oder ein Stück Schnur. Ich hob es auf. Es war dunkel, steif, dünn und lang. Ich wusste, was es war: Es war das Wort, das ich lernen musste.

Ich stand auf und brachte es zu Holle, drückte es ihr in die Hand und sagte: »Nimm das, bitte, es ist für dich«, weil ich es loswerden wollte, und Holle war sehr alt, weise und gebrechlich.

Sie betastete es und hielt es mir wieder hin. Sie sagte: »Nordeule, behalte es. Es wurde zu dir gesprochen.« Ihre Augen sahen im Sternenlicht, das für sie das Innere einer Höhle war, direkt durch mich hindurch. Ich musste die Feder zurücknehmen.

Mit freundlicherer Stimme fuhr sie fort: »Hab keine Angst. Deine Hände sind die Hände eines Kindes, sie lassen Wasser durch das Rad fließen. Sie halten nicht fest, sie lassen los, sie machen rein.« Dann fing sie an, ihren Körper zu wiegen, und schloss ihre blinden Augen, und sie sagte: »Heya, Kondortochter, denk im trockenen Land an die fließenden Bäche! Heya, Kondortochter, denk im dunklen Haus an die Blautonschale!«

»Ich bin keine Kondortochter!«, sagte ich. Die alte Frau öffnete bloß die Augen, lachte und sagte: »Der Kondor scheint zu sagen, dass du es bist.«

Ich drehte mich weg, um ins Haus zu gehen, verärgert und beschämt, und Holle sagte: »Behalte die Feder, Kind, bis du sie zurückgeben kannst.«

Ich ging in unsere Zimmer und legte die schwarze Feder in den Deckelkorb, den Weide für mich gemacht hatte, um Hehole und Erinnerungsstücke darin aufzubewahren. Als ich sie im Lampenlicht sah, tiefschwarz und länger als eine Adlerfeder, begann ich einen gewissen Stolz zu empfinden, dass sie zu mir gekommen war. Wenn ich mich schon von anderen Menschen unterscheiden musste, dann sollte dieser Unterschied auch bedeutsam sein, fand ich.

Meine Mutter war in der Bluthütte, meine Großmutter im Heyima. Durch die Südwestfenster hörte ich das Regengeräusch der Trommeln. Durch die Nordostfenster hörte ich die kleine Eule in den Eichen rufen: u-u-u-u-u-u. Ich ging allein schlafen, dachte an den Kondor und lauschte der Eule.



Am ersten Tag des Weins kamen einige Madidinou-Leute und sagten, viele Kondormänner seien vom Klarsee über den Berg auf dem Weg ins Tal. Neunpunkt wollte mit seiner Familie zum Talboden hinunter, um in den Weinbergen von Groß-Shipa Trauben zu lesen, und ich schloss mich ihnen an. Während wir pflückten, kamen die Leute vorbei, die erzählten, die Kondormänner würden über die Alte Gerade Straße anrücken, und wir gingen dorthin, um sie vorbeiziehen zu sehen. Das Bild in meinem Kopf muss eine Erinnerung sein, aber es ist wie ein Wandgemälde, hell, voll und starr: schwarze und rote Kondorköpfe in Reihen, Beine und Hufe von großen Pferden, Gewehrschäfte, Räder. Auf dem Bild vor meinem geistigen Auge drehen sich die Räder nicht.

Als wir nach Sinshan zurückkamen, begann das Wakwa, und bei Sonnenuntergang war das Gelage in vollem Gange. Die Gelblehmleute lachten und tanzten auf dem Gemeinplatz und begannen Peitschen-Heyiya-ifs zu machen, und Leute von den anderen Häusern tranken, um ihren Vorsprung aufzuholen. Einige Kinder schlossen sich den Peitschenspielen an, aber sie arteten bald eher in Keilerei als Tanz aus, und die meisten von uns mit Erstnamen gingen auf die Balkone, um zuzusehen, wie die Erwachsenen sich austobten. Dada vom Alten Roten Haus, der erwachsen war, aber nicht gut denken konnte, kam mit uns. Ich hatte mir den Wein vorher noch nie sehr lange angeschaut; er hatte mir Angst gemacht und mich gelangweilt. Jetzt, mit neun, glaubte ich mich alt genug, das Ganze zu verfolgen. Was ich sah, war die Verkehrte Welt. Jeder, den ich kannte, war jemand geworden, den ich nicht kannte. Der Gemeinplatz war weiß von Mondlicht und Lagerfeuern und Flutlicht und voller Tanz und Gepeitsche und Clownerie. Viele Jugendliche spielten Baumstammwerfen und kletterten Leitern und Treppen hinauf und hinunter und auf Dächer und Balkone und Bäume, wie Schatten, lachend und rufend. Ein Obsidianarzt, Pik, ein schüchterner, ernster Mann, hatte sich aus seinem Heyima einen der großen Penisse, die die Blutclowns bei den Mondtänzen verwenden, geholt und umgeschnallt und lief herum und stieß alle Frauen damit von hinten an. Er stieß ihn Maisfahne zwischen die Beine, und sie presste die Schenkel zusammen und machte einen Satz nach vorn. Der Gurt riss, Pik fiel auf die Nase, und sie lief mit dem großen Penis davon und schrie: »Ich hab die Medizin des Arztes!« Ich sah, wie Achat sehr laut Reden hielt und die würdevolle Muschel durch den Dreck taumelte, nachdem sie von

einem Peitschenende zu Fall gebracht worden war, und meine Großmutter Unverzagt tanzte mit einer Flasche Wein.

Dann kam der erste Doumiadu-ohwe aus dem Gelblehm-Heyima und über das Scharnier, schlängelnd und sich windend, bis sein geflügelter Kopf dreimal so groß war wie ein Mensch und hoch über den Lichtern und Feuern schwankte. Alle hielten still, als er das Muster zu weben begann, und dann fingen die Trommeln zu schlagen an, und die Peitschen sangen dem Doumiadu-ohwe hinterher, während er sich auf den Wegen von Haus zu Haus schlängelte. Ich hatte an diesem Abend viel mehr Wein getrunken als je zuvor, und jetzt hatte ich das Gefühl, dass ich mich am Balkongeländer festhalten musste, um nicht in die Luft zu entschweben. Der Doumiadu-ohwe schlängelte sich zwischen den Bäumen des Hauses-am-Hang hinunter und näherte sich immer mehr dem Haus Hochaltan. Sein gelber Kopf hielt vor unserer Veranda inne und drehte sich langsam; die Augen sahen jeden von uns an. In dem großen Auge war ein kleines, tiefes, helles Auge. Dann zog er weiter, sich windend und im Takt der Trommeln wiegend. Dada hatte sich hingehockt und sein Gesicht vor dem Doumiadu-ohwe verborgen. Ein kleiner Junge aus unserem Haus namens Morgenlerche weinte vor Angst, und ich war noch dabei, ihn zu trösten, als ein anderes Kind sagte: »Wer ist das da?« Einige Leute waren über die Brücke gekommen und bei den Gairga-Eichen stehengeblieben. Sie trugen Schwarz und standen dort groß und still, wie Geier, die von einem Baum nach unten blickten.

Leute schauten zu ihnen hinüber und tanzten dann weiter den Wein. Der Doumiadu-ohwe kehrte zum Tanzplatz zurück, und Flötenspieler führten auf dem Gemeinplatz einen Stampftanz an. Eine Gelblehmfrau ging zu den Fremden und sprach mit ihnen, winkte dann mit den Armen und führte sie zum Gemeinplatz, wo Weinfässer auf Sägeböcken aufgestellt waren. Vier von ihnen blieben dort, um zu trinken; aber der fünfte kam über den Platz zurück, vorbei an den Lichtern, durch den Tanz, zum Haus Hochaltan. Vom Balkon sah ich meine Mutter Weide vom Scharnier herbeieilen, und am Fuß der Stufen zu unserem Haushalt trafen sie sich.

Ich lief in unseren zweiten Raum. Bald hörte ich Schritte die Treppe hoch und in unseren Herdraum kommen. Mutter rief nach mir. Ich ging in den Herdraum. Da stand er. Seine schwarzen Flügel hingen herab, und sein roter, schnabelförmiger Kopf berührte die Decke.

Meine Mutter sagte: »Nordeule, dein Vater ist hungrig. Gibt es im Haus etwas zu essen?«

Das sagten wir in Sinshan immer, wenn Besucher kamen, und sie sagten dann immer: »Nur mein Herz war hungrig, dich zu sehen«, und dann brachten wir Essen und aßen zusammen. Aber mein Vater wusste nicht, was er sagen sollte. Er stand da und sah auf mich herab. Meine Mutter trug mir auf, Mais und Bohnen auf dem Herd zu erhitzen. Während ich das tat, konnte ich den Mann von der Seite betrachten und sah, dass er ein Menschengesicht hatte. Ich war mir nicht sicher gewesen, ob der Kopf und der Schnabel des Kondors sein Kopfschmuck oder sein Kopf waren. Als er den Helm abnahm, sah ich ihn wieder aus dem Augwinkel an. Er war ein schöner Mann, mit einer langen Nase, breiten Wangen und langen, schmalen Augen. Er betrachtete meine Mutter Weide. Sie zündete die Öllampe an, die wir bei Tisch benutzten. Sie war von einer solchen Schönheit, dass es mir in dem Moment vorkam, als sähe ich nicht meine Mutter dort stehen, sondern eine Fremde, eine Frau der Vier Häuser mit Licht in ihren Händen.

Sie redeten, so gut es ging. Mein Vater kannte nur Bruchstücke unserer Sprache. Zu meinen Lebzeiten waren noch nicht viele Menschen von außerhalb des Tals nach Sinshan gekommen, aber ich hatte Händler von der Nordküste und einen Amaranthmann von der Binnensee sprechen hören wie er – er versuchte, Wasser in einen zerbrochenen Topf zu gießen, wie das Sprichwort sagt. Sein Tasten nach Worten, die er brauchte, war komisch, und ich erkannte, dass er wirklich ein Mensch war, so seltsam er auch erscheinen mochte.

Weide schenkte Wein für uns drei ein, und wir nahmen gemeinsam Platz. Mein Vater war so groß und langbeinig, dass der Tisch viel zu klein und niedrig wirkte.

Er aß den ganzen Mais und die Bohnen, die ich aufgewärmt hatte, und sagte zu mir: »Sehr gut! Gut Koch!«

»Nordeule ist eine gute Köchin und eine gute Hirtin, sie kann auch gut lesen und ist schon einmal auf dem Berg gewesen«, sagte meine Mutter. Da sie mich selten lobte, fühlte ich mich, als hätte ich gerade das ganze Glas Wein getrunken. Sie fuhr fort: »Wenn du fürs Erste genug zu essen hattest, Mann, komm raus und trink. Wir alle tanzen heute Abend den Wein. Und ich will, dass alle in diesem Ort dich sehen!« Sie lachte dabei. Er sah sie an; vielleicht verstand er nicht viel von dem, was sie sagte, aber sein Blick war so liebevoll und bewundernd, dass sich mein

Herz für ihn zu erwärmen begann. Meine Mutter sah ihm lächelnd ins Gesicht und sagte: »Während du fort warst, haben mir viele Leute immer wieder gesagt, dass du nie wiederkommen würdest. Jetzt, wo du hier bist, möchte ich allen zeigen, dass du hier bist!«

»Ich bin hier«, sagte er.

»Dann komm«, sagte sie. »Du auch, Nordeule.«

»Wie du nennen kleines Kind?«, fragte mein Vater.

Meine Mutter wiederholte meinen Namen.

Ich sagte: »Ich bin kein kleines Kind.«

»Mädchen«, sagte meine Mutter.

»Mädchen«, wiederholte er, und wir lachten alle.

»Was ist Eule?«, fragte er.

Ich machte wie die kleine Eule: u-u-u-u-u-u.

»Aha!«, sagte er. »Eule. Dann komm, Eule.« Er hielt mir seine Hand hin. Es war die größte Hand, die ich je gesehen oder angefasst hatte. Ich nahm sie, und wir folgten meiner Mutter hinunter zum Tanz.

Weide war in dieser Nacht voller Schönheit, voller Kraft. Sie war stolz, sie war großartig. Sie trank, aber es war nicht der Wein, der ihr zu Größe verhalf; es war die Kraft, die neun Jahre lang in ihr aufgestaut gewesen und nun freigesetzt worden war.

Sie tanzt da, sie tanzt da,
 sie tanzt, wo sie geht,
 lachend unter den Menschen.
 Es blinkt, es verschwindet,
 das Licht über dem Wasser.

Meine Großmutter betrank sich hemmungslos und verbrachte die Nacht in den Scheuern beim Glücksspiel. Als ich schlafen ging, verzog ich mich mit meinem Bettzeug auf den Balkon, damit meine Mutter und mein Vater die Zimmer für sich allein hatten. Mir machte dieser Gedanke beim Einschlafen Freude, und der Lärm im Ort störte mich überhaupt nicht. Andere Kinder schliefen auf dem Balkon oder bei Freunden, wenn ihre Eltern allein sein wollten, und jetzt war ich wie diese Kinder. So wie ein Kätzchen tut, was alle anderen Kätzchen tun, will auch ein Kind tun, was andere Kinder tun, mit einem Verlangen, das ebenso stark wie sinnlos ist. Da wir Menschen lernen müssen, was wir tun, müssen wir zwangsläufig so beginnen, aber das

menschliche Bewusstsein fängt dort an, wo der Wunsch, gleich zu sein, nachlässt.

Ein Jahr vor dem heutigen Tag, an dem ich diese Seite schreibe, ging ich, nachdem mich die Leute der Madronenhütte gebeten hatten, die Geschichte meines Lebens aufzuschreiben, zur Geschichtschreiberin, Geberin Zorns Tochter, und fragte, ob sie mir beibringen könne, wie man eine Geschichte schreibt, denn ich wusste nicht, wie man das macht. Unter anderem schlug mir Geberin vor, dass ich beim Schreiben der Geschichte immer versuchen sollte, so zu sein, wie ich zum Zeitpunkt des Geschehens war. Das war viel leichter, als ich dachte, bis zu dieser Stelle, als mein Vater ins Haus kam.

Es ist schwer, mich daran zu erinnern, wie wenig ich wusste. Und doch ist Geberins Rat wertvoll; denn jetzt, da ich weiß, wer mein Vater war, warum er da war und wie er gekommen war, wer die Kondorleute waren und was sie taten, jetzt, da ich über das alles Bescheid weiß, ist meine alte, an sich wertlose Unwissenheit das Wertvolle, Nützliche und Mächtige. Wir müssen lernen, so gut wir können, aber wir müssen uns stets bewusst sein, dass unser Wissen nicht den Kreis vollendet und die Lücke schließt. Denn sonst vergessen wir, dass das, was wir nicht wissen, grenzenlos bleibt, ohne Anfang und Ende, und dass das, was wir wissen, sein Bekanntsein mit dem teilen muss, was sich versagt. Was mit einem Auge gesehen wird, hat keine Tiefe.

Das Traurige im Leben meiner Eltern ist, dass sie mit nur einem Auge sehen konnten.

All das bekümmerte mich – dass ich halb das Eine und halb das Andere und nichts ganz war –, es war das Traurige an meiner Kindheit, aber später, als Erwachsene, zog ich Kraft und Nutzen daraus.

Mit einem Auge sehe ich Weide, die Tochter von Unverzagt, aus dem Blautonhaus von Sinshan, die einen hauslosen Mann geheiratet und eine Tochter und acht Schafe in der Familie hatte und mehrere Obstbäume und ein Saatfeld nutzen konnte. Mit einem kräftigen Mann an der Seite konnten sie zusammen mehr gärtnern und mehr schaffen und so vielleicht die Freude haben, mehr Sachen und Nahrungsmittel zu geben als zu nehmen, und Achtung zu erfahren statt Scham.

Mit dem anderen Auge sehe ich Terter Abhao, Wahrer Kondor, General der Armee des Südens, der mit seinen Truppen für den Herbst und die Wintermonate außer Dienst war und auf Befehle für den Frühjahrsfeldzug wartete. Er hatte seine dreihundert Mann wieder in das Na-Tal

geführt, weil er wusste, dass die Menschen dort wohlhabend und duldsam waren und seine Männer gut beherbergen und ernähren würden; und auch, weil er vor neun Jahren, bei seiner ersten Erkundung des Südens als Kommandant einer Fünzigenschaft, in einer Ortschaft dort ein Mädchen gehabt und es nicht vergessen hatte. Neun Jahre sind eine lange Zeit, und bestimmt hatte seine Liebste inzwischen einen Bauern ihres Volkes geheiratet und einen ganzen Wurf Gören zur Welt gebracht, aber er wollte dennoch den Ort aufsuchen und sie wiedersehen.

So kam er und fand ein brennendes Kaminfeuer vor, sein Abendessen bereit und seine Frau und seine Tochter, die ihn zu Hause willkommen hießen.

Und hatte nicht gewusst, dass er es nicht wusste.

Von der ersten Nacht des Weins an wohnte er in unserem Haushalt. Die meisten Menschen im Ort hatten nichts gegen ihn, da er Weides Mann und endlich zurückgekehrt war, aber keines der Häuser der Erde nahm ihn auf. Sogar in Sinshan gab es jemanden, der außerhalb des Tals geboren war: Stromer vom Haus Blauwand war vor dreißig Jahren mit Händlern von der Nordküste gekommen und war im Tal geblieben und hatte Toyon vom Gelblehm geheiratet; und das Serpentin-Heyima hatte ihn aufgenommen. In den großen Orten gibt es natürlich viele solcher Menschen, und in Tachas Touchas heißt es, dass sie alle von irgendwo aus dem Norden gekommen seien, als hauslose Menschen, vor vielen hundert Jahren. Ich weiß nicht, warum keines der Häuser meinen Vater aufnahm, aber ich denke mir, dass ihre Ortsräte sahen, dass es nicht ging. Er hätte viel arbeiten müssen, um das zu lernen, was jedes Kind in den Heyimas bereits wusste, und das hätte er nicht ertragen, weil er schon alles zu wissen glaubte, was er wissen musste. Eine Tür öffnet sich selten dem Menschen, der sie schließt. Vielleicht wusste er nicht einmal, dass es eine Tür gab. Er hatte immer viel zu tun.

Mithilfe der Räte der Häuser und Pflanzhütten der vier Ortschaften des Untertals sorgte er für seine Dreihundert. Man wies ihnen die Eukalyptuswiesen auf der nordöstlichen Seite des Flusses unterhalb von Ounmalin als Pferdeweide und für ihr Lager zu. Die vier Gemeinden vereinbarten, ihnen etwas Mais, Kartoffeln und Bohnen zu geben, und sie durften in den inneren nordöstlichen Hügeln von den Höckern bis hinunter zu den Salzmarschen jagen, den Fluss unterhalb der Einmündung des Kimibachs befischen und überall östlich der Ostmündung der Na Muscheln ernten. Was die Gemeinden gaben, war viel, aber es

heißt ja, der einzige Reichtum liegt im Geben; und obwohl dreihundert Männer viel essen würden, war klar, dass sie das Tal nach der Sonne und vor der Welt verlassen würden.

Dass mein Vater mit ihnen gehen würde, kam mir nie in den Sinn. Er war zu Hause, er war hier, unsere Familie war ganz; jetzt war alles so, wie es sein sollte, ausgeglichen, vollständig; und so würde es bleiben.

Außerdem war er anders als die Männer im Lager. Er sprach Kesh und wohnte in einem Haushalt und war Vater einer Tochter.

Als er mich zum ersten Mal auf die Eukalyptuswiesen mitnahm, war ich mir nicht sicher, ob die Männer dort Menschen waren. Sie waren alle gleich gekleidet und sahen gleich aus, wie eine seltsame Tierherde, und ich konnte kein Wort von dem verstehen, was sie sagten. Immer wenn sie sich meinem Vater näherten, schlugen sie sich auf die Stirn, und manchmal knieten sie vor ihm nieder, als blickten sie auf seine Zehen. Ich hielt sie für verrückt, für sehr dumm und glaubte, dass mein Vater der einzige echte Mensch unter ihnen sei.

Unter den Leuten in Sinshan war es manchmal er, der ziemlich dumm wirkte, obwohl ich das nicht gerne zugeben wollte. Er konnte weder lesen noch schreiben, noch kochen oder tanzen, und falls er Lieder kannte, waren sie in Worten, die niemand verstand; er arbeitete nicht in einer der Werkstätten oder Weinkellereien oder in den Scheunen und ging nicht einmal aufs Feld; und wenn er sich Jagdgesellschaften anschließen wollte, ließen ihn nur wenige mitkommen, weil er nicht zu den Hirschen sang oder mit dem Tod sprach. Anfangs führten sie es auf Unwissenheit zurück und taten es für ihn, aber als er kein angemessenes Verhalten lernte, gingen sie nicht mehr mit ihm jagen. Als richtig nützlich erwies er sich nur einmal, als das Rotlehm-Heyima neu ausgehoben und wieder aufgebaut werden musste. Der Sprecher war sehr streng und wollte nicht, dass Leute aus den anderen Häusern mithalfen, aber da mein Vater ein hausloser Mann war, war es für ihn nicht verboten, ihnen zur Hand zu gehen, und er war stark. Aber er gewann kein besonderes Wohlwollen durch diese Arbeit, denn als die Leute sahen, wie er zupacken konnte, waren sie umso mehr geneigt zu fragen, warum er so wenig tat.

Meine Großmutter sagte nichts, aber sie konnte ihre Verachtung für einen Mann nicht verbergen, der nicht einmal Herden hüten, den Boden bestellen oder Holz hacken wollte. Für ihn, der Hirten, Bauern und Holzhacker verachtete, war das schwer zu ertragen. Eines Tages

sagte er zu Weide: »Deine Mutter hat Rheuma. Sie sollte nicht im Regen da unten im Schlamm wühlen und Kartoffeln ausgraben. Sie sollte lieber zu Hause bleiben und in der Wärme am Webstuhl sitzen. Ich werde einen Mann bezahlen, der dein Stück Land für dich bestellt.«

Meine Mutter lachte. Ich auch; es war eine lustige Idee, eine Verkehrung.

»Ihr verwendet Geld wie das hier; ich habe es gesehen«, sagte er und wies eine Handvoll kleiner Münzen verschiedener Art von beiden Küsten vor.

»Natürlich verwenden wir Geld. Um es Leuten zu geben, die handeln und tanzen, rezitieren und schaffen, für das Schöpfen, für die Tänze, du weißt schon! Wofür hat man dich denn bezahlt?«, fragte meine Mutter und lachte wieder.

Er wusste nicht, was er sagen sollte.

»Geld ist ein Zeichen, eine Ehre, es zeigt, dass du reich bist«, versuchte sie zu erklären, aber er verstand es nicht, also sagte sie: »Wie auch immer, was den Garten betrifft, unsere Parzelle ist viel zu klein, als dass es sich lohnen würde, dass jemand die Arbeit mit uns teilt. Ich würde mich schämen zu fragen.«

»Dann hole ich einen meiner Männer«, sagte er.

»Um auf unserem Land zu arbeiten?«, sagte meine Mutter. »Aber es ist Blautonland.«

Mein Vater fluchte. Er hatte das Fluchen vor allem anderen gelernt und konnte es mittlerweile recht gut. »Blauer Ton, roter Lehm, was spielt das für eine Rolle!«, sagte er. »Jeder Narr kann schwarzen Schlamm umgraben!«

Meine Mutter spannte eine Weile und sagte schließlich: »Das ist verrückt.« Sie lachte wieder. »Wenn ein Narr es kann, warum kannst du es nicht, Liebster?«

Mein Vater sagte steif: »Ich bin kein *Tyon*.«

»Was ist das?«

»Ein Mann, der im Dreck wühlt.«

»Ein Bauer?«

»Ich bin kein Bauer, Weide. Ich befehle dreihundert Mann, ich bin verantwortlich für eine Armee, ich bin – es gibt Dinge, die ein Mann tun kann und nicht tun kann. Das verstehst du doch sicher!«

»Sicher«, sagte meine Mutter und bewunderte ihn für seine Würde. So ging der Anlass vorbei, ohne dass sie verstanden hatten, was der

jeweils andere sagte, und trotzdem ohne Zorn oder Kränkung, denn ihre Liebe und Zuneigung verhinderten, dass sich die Missverständnisse anhäuferten, und wuschen sie immer wieder weg wie das Wasser im Mühlrad.

Als sie die Brücke über die Na bauten, nahm mich mein Vater jeden Tag mit auf die Eukalyptuswiesen. Sein dunkler Wallach war doppelt so schwer und anderthalbmal so groß wie die meisten Talpferde. Wenn ich auf diesem Pferd, auf dem hohen Sattel, vor dem großen Mann mit dem Kondorhelm saß, fühlte ich mich, als wäre ich kein Kind, sondern etwas ganz anderes, etwas Höheres als ein Mensch. Ich sah und hörte ihn mit den Männern im Kondorlager sprechen: Alles, was er zu ihnen sagte, war ein Befehl – eine Weisung, die ohne Widerrede befolgt werden musste. Sie stellten nie etwas infrage. Er gab einen Befehl, und der Mann, mit dem er sprach, schlug sich mit der Hand vor die Augen und rannte los, um das Entsprechende zu tun. Das gefiel mir. Ich hatte immer noch Angst vor den Kondorleuten. Es waren alles Männer, alle groß, in seltsamer Kleidung; sie rochen seltsam, sie trugen Waffen, sie sprachen nicht meine Sprache. Wenn sie mich anlächelten oder das Wort an mich richteten, wick ich immer zurück und blickte zu Boden, ohne zu antworten.

Eines Tages, als sie mit der Arbeit an der Brücke begannen, lehrte mich mein Vater ein Wort in seiner Sprache, *pyez*, jetzt: Wenn er mir ein Zeichen gab, sollte ich so laut wie möglich »Pyez!« rufen, dann würden die Männer, die arbeiteten, die Pfahlramme fallenlassen, einen großen Stein in einem Seilzug. Ich hörte meine hohe, dünne Stimme und sah zehn starke Männer gehorchen, immer und immer wieder. So spürte ich zum ersten Mal die große Kraft der Macht, die aus einem Ungleichgewicht erwächst, sei es das Ungleichgewicht eines beschwerten Seilzugs oder einer Gesellschaft. Da ich die Ramme und nicht der Pfahl war, hatte ich keine Einwände dagegen.

Es gab jedoch Probleme wegen der Brücke. Seitdem die Kondorsoldaten ihr Lager auf den Eukalyptuswiesen aufgeschlagen hatten, kamen immer wieder Gruppen von Männern aus den Ortschaften des Oberen Tals und gingen am Lager vorbei oder hielten sich in den Hügeln oberhalb der Ounmalin-Weinberge auf, nicht um zu jagen, sondern einfach so. Sie alle waren Mitglieder der Kriegerhütte. Die Leute in Sinshan sprachen mit Unbehagen von ihnen und mit einer Art Faszination – darüber, dass die Krieger täglich Tabak rauchten, dass jeder von ihnen eine eigene Waffe hatte und so weiter. Mein Vetter Hopfen, der Mitglied

der Lorbeerhütte geworden war, wollte nicht mehr, dass Pelikan und ich Wildhunde spielten; wir sollten Kondore sein und er ein Krieger. Aber ich sagte, Pelikan könne kein Kondor sein, weil sie kein Kondor war, aber ich wohl – wenigstens teilweise. Sie sagte, sie wolle keines von beidem sein und es sei ein dummes Spiel, und ging nach Hause. Hopfen und ich jagten uns den ganzen Nachmittag kreuz und quer über den Lehmhügel, mit Stöcken als Waffen, und riefen, wenn wir einander sahen: »Kak! Du bist tot!« Es war das gleiche Spiel, das die Männer unten in der Umgebung der Eukalyptuswiesen spielen wollten. Hopfen und ich waren verrückt danach, spielten es jeden Tag und zogen andere Kinder hinein, bis Unverzagt es mitbekam. Sie war sehr wütend. Sie sagte überhaupt nichts über das Spiel, aber ließ mich Walnüsse und Mandeln schälen, bis mir fast die Hände abfielen, und sagte mir, wenn ich vor dem Gras noch einmal den Unterricht im Heyima verpasste, würde ich wahrscheinlich zu einem abergläubischen, übel gesinnten, geistlosen, abstoßenden, feigen Menschen heranwachsen; aber wenn es das wäre, was ich wollte, wäre das natürlich meine Sache. Ich wusste, dass sie das Spiel missbilligte, also hörte ich damit auf; es kam mir damals nicht in den Sinn, dass sie sich auch wünschte, ich würde nicht mit meinem Vater auf die Eukalyptuswiesen gehen, um beim Bau der Brücke zuzuschauen.

Als ich das nächste Mal mit ihm ging, arbeiteten die Soldaten nicht mehr: Eine Gruppe von Kriegern aus Chumo und Kastoha-na hatte direkt zwischen den Pfählen am Flussufer ein Lager errichtet. Einige der Kondormänner waren wütend, das konnte ich sehen, als sie mit meinem Vater sprachen; sie wollten, dass er ihnen befahl, die Leute aus dem Tal mit Gewalt aus dem Weg zu räumen. Er sagte nein und ging hinunter, um mit den Kriegern zu sprechen. Ich wollte mitgehen, aber er schickte mich zu seinem Pferd zurück, um dort zu warten. Also weiß ich nicht, was die Krieger zu ihm sagten, aber er kam wütend zu uns zurück und redete lange mit seinen Hauptleuten.

Die Krieger zogen in jener Nacht ab, und während der nächsten Tage ging die Arbeit an der Brücke friedlich weiter; also war mein Vater bereit, mich auf die Wiese mitzunehmen, als ich ihn darum bat. Aber als wir an dem Nachmittag dort ankamen, wartete eine Gruppe von Talbewohnern unter der letzten der großen Doppelreihe von Eukalyptusbäumen, die dem Ort seinen Namen gaben. Einige von ihnen traten näher und begannen, mit meinem Vater zu diskutieren. Sie sagten, es tue ihnen leid, dass einige junge Männer unhöflich oder zänkisch

gewesen seien, und sie hofften, dass es nicht wieder vorkommen würde; aber nach reiflicher Überlegung hätten die meisten Leute im Tal, die über die Angelegenheit nachgedacht hatten, entschieden, dass es ein Fehler sei, eine Brücke über den Fluss zu bauen, ohne den Fluss oder die Leute, die an ihm lebten, mit einzubeziehen.

Mein Vater sagte, seine Männer bräuchten die Brücke, um ihren Nachschub über den Fluss zu schaffen.

»Es gibt Brücken bei Madidinou und Ounmalin und Fahren bei Blaufels und Rundeiche«, sagte jemand aus dem Tal.

»Sie sind nicht stabil genug für unsere Wagen.«

»Es gibt Steinbrücken bei Telina und Kastoha.«

»Das ist ein zu großer Umweg.«

»Deine Leute können Sachen mit der Fähre rüberbringen«, sagte Sonnweber aus Kastoha-na.

»Soldaten tragen keine Lasten auf dem Rücken«, entgegnete mein Vater.

Sonnweber dachte darüber nach und sagte dann: »Nun, wenn sie was zu essen haben wollen, werden sie es wohl lernen müssen.«

»Meine Soldaten lagern hier. Wagen sind zum Transport da. Wenn unsere Wagen den Fluss nicht überqueren können, müssen eure Leute das Essen zu uns bringen.«

»Darauf könnt ihr warten, bis ihr schwarz werdet«, sagte ein Mann aus Tachas Touchas.

Sonnweber und andere sahen ihn an. Es herrschte Stille.

»Wir haben an vielen Stellen Brücken gebaut. Die Männer des Kondors sind nicht nur mutige Kämpfer, sondern auch große Ingenieure. Die Straßen und Brücken in den Ländern um die Stadt des Kondors sind Wunder unserer Zeit.«

»Wenn eine Brücke an dieser Stelle sinnvoll wäre, gäbe es eine«, sagte Weißpfrsich aus Ounmalin.

Mein Vater sprach vor Kondormännern nicht gerne mit Frauen, also sagte er nichts, und es herrschte erneut nachdenkliches Schweigen.

»Unserer Meinung nach«, sagte Sonnweber sehr höflich, »wäre diese Brücke nicht am richtigen Ort.«

»Das Einzige, was von euch nach Süden geht, ist eure Bahn mit sechs Holzwaggons!«, sagte mein Vater. »Eine Brücke hier würde einen direkten Weg eröffnen bis nach ...« Er hielt inne.

Sonnweber nickte.



Mein Vater dachte nach und sagte: »Hört zu. Meine Armee ist nicht hier, um dem Tal Schaden zuzufügen. Wir führen keinen Krieg gegen euch.« Während er sprach, sah er mich ein- oder zweimal an, während er nach den Worten suchte, die er brauchte. »Aber ihr müsst verstehen, dass der Kondor den ganzen Norden regiert und dass ihr jetzt im Schatten seines Flügels lebt. Ich bringe euch keinen Krieg. Ich komme nur, um eure Straßen zu verbreitern und euch eine Brücke zu bauen, die etwas breiter ist als eine dicke Frau! Ich baue sie hier unten, fern von euren Siedlungen, wo sie euch nicht stören wird. Aber ihr dürft uns nicht im Weg stehen. Ihr müsst mit uns kommen.«

»Wir sind Sesshafte, keine Nomaden«, sagte Graber aus Telina-na, der Sprecher des Blauton, ein bekannter Mann, ruhig, aber einer der großen Sprecher. »Man braucht keine Straßen und Brücken, um im eigenen Haus von einem Raum zum anderen zu gelangen. Dieses Tal ist unser Haus, in dem wir wohnen. Darin begrüßen wir Gäste, deren Haus woanders liegt, auf ihrem Weg.«

Mein Vater legte seine Antwort für eine Weile in seinem Kopf zurecht und sagte dann mit fester Stimme: »Mein Wunsch ist es, euer Gast zu sein. Ihr wisst, dass dieses Tal auch mein Zuhause ist! Aber ich diene dem Kondor. Er hat seine Befehle gegeben. Die Entscheidung, ob es dabei bleibt oder nicht, liegt weder bei mir noch bei euch. Das müsst ihr verstehen.«

Daraufhin verdrehte der Mann aus Tachas Touchas mit einem Grinsen den Kopf und trat von der Gruppe zurück, um zu zeigen, dass er es nicht für nutzbringend hielt, weiterzureden. Einige der anderen taten es ihm nach; aber Obsidian aus Ounmalin trat vor, um zu sprechen. Sie war damals die Einzige in den neun Ortschaften, die mit dem Namen ihres Hauses gerufen wurde, die bekannteste aller Mond- und Bluttänzerinnen, unverheiratet, eingeschlechtlich, eine Person von großer Macht. Sie sagte: »Hör zu, Kind, ich glaube, du weißt nicht, wovon du redest. Vielleicht könntest du anfangen zu lernen, wenn du lesen lernen würdest.«

Das konnte er vor seinen Männern nicht einfach so hinnehmen. Obwohl die meisten von ihnen ihre Worte nicht verstanden, hörten sie die Verachtung und die Autorität in ihrer Stimme. Er sagte: »Sei still, Frau!« Und er blickte an ihr vorbei und sagte zu Sonnweber: »Ich werde befehlen, die Arbeiten an der Brücke einzustellen, weil ich niemandem Schaden zufügen will. Wir bauen eine Brücke aus Holzplanken für die Wagen und bauen sie ab, wenn wir fortziehen. Aber wir werden wiederkommen. Es kann sein, dass eine große Armee, tausend Mann, durch das Tal kommen wird. Die Straßen werden verbreitert, Brücken gebaut werden. Erregt nicht den Zorn des Kondors! Lasst sie – lasst sie durch das Tal fließen wie das Wasser durch das Rad der Mühle.«

Mein Vater trug seinen Kopf nicht verkehrt herum. Schon in diesen wenigen Monaten hatte er begonnen, das Bild des Wassers zu verstehen. Wenn er nur im Tal geboren worden, wenn er nur geblieben wäre und im Tal gelebt hätte! Aber das, wie man so schön sagt, ist flussabwärts verschwunden.

Obsidian ging wütend weg, und alle aus Ounmalin folgten ihr, bis auf Weißpfirsich, die mit viel Mut standhielt und sagte: »Ich denke, dann sollten die Leute in den Ortschaften diesen Leuten helfen, das Essen zu tragen, das wir ihnen geben; Bedingungen für Geschenke sind abscheulich.«

»Ich stimme zu«, sagte Graber, und einige andere aus Madidinou und einer aus Tachas Touchas schlossen sich dem an. Graber fügte aus den Wassergesängen hinzu: »Die Brücke fällt, der Fluss fließt ...« Er hielt meinem Vater die offenen Handflächen entgegen, lächelte und trat zurück. Die anderen taten es ihm gleich.

»Das ist gut«, sagte mein Vater, und auch er wandte sich ab.

Ich stand da und wusste nicht, mit wem ich gehen sollte, mit meinem Vater oder meinen Leuten aus dem Ort; denn ich wusste, dass es trotz

ihrer Zurückhaltung auf beiden Seiten Verärgerung darüber gab, dass man kein beiderseitiges Einvernehmen erzielt hatte. Die Schwachen folgen der Schwäche, und ich war ein Kind; ich folgte meinem Vater; aber ich machte die Augen zu, damit mich niemand sehen konnte.

Die Sache mit der Brücke war damit erst mal beigelegt. Die Soldaten bauten eine Holzplankenbrücke für ihre Wagen, und die Leute aus dem Tal brachten hin und wieder ein paar Säcke oder Körbe mit Vorräten und ließen die Sachen in einem Trockenraum in Atsamye zurück, wo die Kondorwagen es abholen konnten. Aber die Krieger lungerten weiter herum und beobachteten das Kondorlager; und viele Leute in Ounmalin weigerten sich, den Kondormännern etwas zu geben oder mit ihnen zu sprechen oder sie anzusehen, und begannen, an Versammlungen der Kriegerhütte teilzunehmen. Obsidian vom Obsidian in Ounmalin war jemand, die ihren Groll zu hegen wusste.

In Tachas Touchas hatte sich ein Obsidianmädchen mit einem der Kondormänner angefreundet und wollte mit ihm landein gehen; aber da sie erst siebzehn war und sich vor einigen Dingen fürchtete, die ihr die Leute gesagt hatten, bat sie um die Zustimmung ihres Heyima – was meine Mutter Weide zu ihrer Zeit nicht getan hatte. Der Obsidian von Tachas Touchas schickte Leute nach Ounmalin, um darüber zu beraten, und Obsidian vom Obsidian sagte: »Warum sind diese Kondorleute allesamt Männer? Wo sind die Kondorfrauen? Sind sie Ginkgos?* Lasst sie einander heiraten und miteinander Kinder kriegen oder was auch immer. Aber diese Tochter unseres Hauses soll keinen hauslosen Mann heiraten!«

So wurde es mir berichtet, aber ob das Mädchen in Tachas Touchas diesen Rat befolgt oder sich weiter mit diesem jungen Kondor getroffen hat, weiß ich nicht. Mit Sicherheit hat sie ihn nicht geheiratet.

Zwischen dem Gras und der Sonne vollzogen die Krieger aus dem Tal entlang der Alten Geraden Straße und an den Ufern mehrere Wakwa, die sie Reinigungen nannten. In allen Ortschaften hatten sich, während der Kondor im Tal verweilte, Männer der Kriegerhütte angeschlossen. Der Sohn und der Enkel meines Nebengroßvaters Neunpunkt schlossen sich ihnen an, und ihre ganze Familie war eine Weile damit beschäftigt,

* Der Ginkgo-Baum ist sexuell dimorph. Weibliche Bäume werden in der Regel nicht in der Nähe von männlichen Bäumen gepflanzt, damit sie nicht befruchtet werden, da die Frucht einen furchtbaren Gestank verströmt. In der Keshliteratur wird der Ginkgo sowohl in der Satire als auch im Lobpreis mit Homosexualität assoziiert.

ihnen die spezielle Kleidung zu weben, die sie bei ihrem Wakwa trugen, einen Kittel und einen Kapuzenmantel aus dunkler Wolle, ähnlich wie die Kleidung der Kondorsoldaten. Die Kriegerhütte hatte keine Clowns. Als einige Blutclowns aus Madidinou zu einer ihrer Reinigungen kamen, begannen die Krieger, anstatt sie zu verspotten oder zu ignorieren, sie umherzuschubsen, und es wurde gerangelt, und die Stimmung schlug um. Im Zusammenhang mit den Kriegern gab es auch immer sexuelle Probleme und Spannungen. Einige Frauen in Sinshan, deren Ehemänner der Hütte beigetreten waren, beschwerten sich über deren Regeln der sexuellen Enthaltsamkeit, aber andere Frauen lachten sie aus; im Winter gibt es so viele rituelle Enthaltsamkeiten für alle, die die Sonne oder die Welt tanzen, dass ein paar mehr wirklich kaum etwas ausmachen, obwohl das vielleicht, wie es heißt, der Nadelstich sein könnte, der den Esel zum Schreien bringt.

Meine Großmutter tanzte in diesem Jahr die Innere Sonne, und ich fastete zum ersten Mal die Einundzwanzig Tage und lauschte jede Nacht dem Trancegesang in unserem Heyima. Es war eine seltsame Sonne. An jedem Morgen in dem Winter herrschte Nebel, und an vielen Tagen hob er sich nicht höher als die Ausläufer des Sinshan-Bergs, sodass wir unter einem niedrigen Dach lebten; und am Abend senkte sich der Nebel wieder auf den Talboden. In dem Jahr gab es mehr Weißclowns als je zuvor. Auch wenn einige von ihnen aus anderen Orten nach Sinshan kamen, waren es noch zu viele; einige müssen aus den Vier Häusern gekommen sein, aus dem Haus des Löwen, durch den nassen weißen Nebel, der die Welt verhüllte. Die Kinder entfernten sich aus Angst nie so weit von ihren Häusern, dass sie diese nicht mehr sehen konnten. Sogar die Balkone hatten in der Dämmerung etwas Beängstigendes. Selbst im Herdraum konnte es vorkommen, dass ein Kind aufschaute und das weiße Gesicht mit dem starren Blick am Fenster sah und das Stammeln hörte.

Ich hatte meine Setzlinge im Wald auf der anderen Seite des Bergrückens nördlich des Ortes gezüchtet, weit weg, weil ich wollte, dass sie eine Überraschung waren, wenn ich sie verschenkte. Es fiel mir schwer, mich während der einundzwanzig Tage zu zwingen, allein dorthin zu gehen, um sie zu pflegen, weil ich so viel Angst vor den Weißclowns hatte. Immer wenn die kleinen Buschvögel oder die Ziesel tschilpten und pfften, erstarrte ich und dachte, es sei das Stammeln. Als ich am Morgen der Sonnenwende losging, um meine Setzlinge zu holen, war

der Nebel so dicht, dass ich keine fünf Schritte weit sehen konnte. Jeder Baum im Wald war ein Weißclown, der stumm auf mich wartete und mich packen wollte. Es war vollkommen still. Nichts sprach. Nichts bewegte sich außer mir, in all den weißen Wehen. Mir war kalt bis auf die Knochen und kalt bis in die Seele; ich war ins Siebte Haus geraten und wusste nicht, wie ich wieder herauskommen sollte. Aber ich ging weiter, obwohl die Wälder durch den Nebel so verhüllt und verändert waren, dass ich nicht sicher war, wo ich mich gerade befand, bis ich zu meinen kleinen Bäumen kam. Ich sang das Sonnen-Heya fast mit geschlossenem Mund, weil jedes Geräusch so schrecklich war, grub zitternd die Setzlinge aus und pflanzte sie so hastig und ungeschickt in die Töpfe, die ich für sie gemacht hatte, dass ich wahrscheinlich die Wurzeln verbog. Dann musste ich sie zurück nach Sinshan bringen. Seltsamerweise war ich, als ich zu den Weinstöcken auf dem Dutthügel kam und wusste, dass ich zu Hause war, darüber nicht nur froh. Ein Teil von mir wollte frieren und verängstigt sein und sich im Nebel verirren, ein Teil von mir war im Siebten Haus zu Hause, nicht im Haus Hochaltan. Also stieg ich unsere Treppe hinauf und weckte meine Familie zur Sonne. Weide gab ich einen Kastanienkeimling, Unverzagt eine Wildrose und Töter einen Keimling der Taleiche. Die Eiche steht jetzt dort, wo wir sie auf der Westseite des Gairga-Eichenhains eingepflanzt haben, ein ausladender, formschöner Baum von mäßigem Umfang. Die Rosskastanie und die Rose gibt es nicht mehr.



Bevor die Sonne getanzt wurde und danach war mein Vater jeden Abend und Morgen bei uns im Haus Hochaltan. Unverzagt, die in diesem Jahr sowohl die Sonne als auch die Welt tanzte, verbrachte die meiste Zeit und all ihre Nächte unten im Heyima. Weide tanzte in diesem Jahr nicht; und Töter war natürlich weder an das Fasten noch an das Fest gebunden. Damals, als ich noch nichts über sein Volk wusste, dachte ich, dass er keine Gebote und kein Wakwa kannte und in keiner Beziehung zu irgendetwas in der Welt stand, außer zu den Soldaten, denen er Befehle gab, und zu meiner Mutter und mir selbst. Er und Weide blieben in dem Winter zusammen im Haus, wann immer sie konnten. Nach der Sonne wichen die kriechenden Nebel dem Regen und einer Kältewelle mit Schnee, der auf dem Sinshan-Berg lag wie Mehlstaub auf dem Haar eines Müllers, und einigen Morgen mit Raureif auf dem Gras. Mein Vater hatte ein paar feine rote Wollteppiche, mit denen er unterwegs sein Zelt ausstattete; die hatte er zu uns gebracht, und sie schmückten unseren Herdraum. Ich lag gerne darauf. Sie rochen nach süßem Salbei und anderen Düften, für die ich keinen Namen hatte, aus dem Ort im fernen Nordosten, aus dem mein Vater kam. Wir hatten viel Brennholz, Apfelholz, da der Ort zwei der alten Streuobstwiesen neu angelegt hatte. An jenen langen Abenden herrschte am Herd ein großer Frieden, der uns alle umfasste. Ich denke oft daran, wie schön meine Mutter damals im Feuerschein war, am Rand der Trauerjahre. Es ist, als sähe ich ein Feuer im Regen brennen.

Kondorboten kamen über den Berg zum Kommandanten der Kondorarmee ins Tal.

Am Abend jenes Tages sagte Töter, als das Abendessen fertig war: »Wir müssen vor eurem Weltanz gehen, Weide.«*

»Bei diesem Wetter gehe ich nirgendwohin«, sagte meine Mutter.

»Nein«, sagte er. »Besser nicht.«

Sie schwiegen. Das Feuer sprach.

»Was ist besser nicht?«, fragte meine Mutter.

»Wenn wir nach Hause gehen – dann komme ich dich holen«, sagte er.

* Terter Abhao, der mit den Feinheiten der Kesh-Sprache nur unzulänglich vertraut war, benutzte das Pronomen »wir«, das die angesprochene Person einschließt, und eine Form des Verbs »gehen«, die eine kleine Strecke von kurzer Dauer impliziert. Darum verstand Weide ihn, als sagte er so etwas wie: »Du und ich könnten kurz vor dem Weltanz zusammen einen Spaziergang machen.«

Sie sagte: »Wovon redest du?«

Sie redeten eine Weile aneinander vorbei, er sprach von der Rückkehr der Kondorarmee aus einem Krieg an der Amaranthküste; sie gab nicht zu, dass sie begonnen hatte, ihn zu verstehen. Schließlich fragte sie: »Ist das wahr: Du sagst mir, dass du aus dem Tal weggehst?«

»Ja«, sagte er. »Eine Weile. Gegen die Menschen an der Binnenküste. So will es der Große Kondor.«

Sie sagte nichts.

Er sagte: »Ein Jahr – nicht länger als ein Jahr. Es sei denn, ich werde nach Sai befohlen. Höchstens zwei Jahre, nicht mehr.«

Sie sagte nichts.

Er sagte: »Wenn ich dich mitnehmen könnte, würde ich es tun, aber das wäre gefährlich und dumm. Wenn ich bleiben könnte – aber ich kann nicht. Aber du wirst hier auf mich warten.«

Sie stand vom Herdsitz auf. Das sanfte Licht des Herdfeuers fiel von ihr ab, und sie stand im Dunkeln. Sie sagte: »Wenn du nicht bleiben willst, geh.«

»Hör zu, Weide«, sagte er. »Hör mir zu! Ist es unbillig, dich zu bitten, zu warten? Wenn ich auf eine Jagdreise ginge oder eine Handelsreise, würdest du dann nicht auf mich warten? Ihr Talbewohner, einige von euch verlassen das Tal! Und kommen zurück – und ihre Frauen warten auf sie – ich werde zurückkommen. Ich verspreche es dir. Ich bin dein Mann, Weide.«

Sie stand eine Weile zwischen Feuer und Schatten, bevor sie sprach.

»Ein Mal«, sagte sie.

Er verstand es nicht.

»Ein Mal, neun Jahre lang«, sagte sie. »Nicht zwei Mal. Du bist mein Mann, du bist es nicht. Mein Haus hält dich fest, dann wieder nicht. Entscheide dich.«

»Ich kann nicht bleiben«, sagte er.

Sie sagte und sprach immer noch leise und deutlich: »Die Entscheidung liegt bei dir.«

»Ich bin der Heerführer der Armee des Kondors«, sagte er. »Ich erteile Befehle und befolge Befehle. Weide, in dieser Sache habe ich keine Wahl.«

Sie entfernte sich vom Feuer und durchquerte den Raum.

»Du musst das verstehen«, sagte er.

Sie sagte: »Ich verstehe, dass du dich entschieden hast, dich nicht zu entscheiden.«

»Du verstehst mich nicht. Ich kann dich nur fragen, wirst du auf mich warten?«

Sie sagte nichts.

»Ich komme zurück, Weide. Mein Herz ist hier, bei dir und dem Kind, immer!«

Sie stand, während er sprach, an der Tür zum zweiten Zimmer. Mein Bett befand sich direkt hinter der Tür, ich konnte sie beide sehen, und ich spürte, wie sie innerlich hin und her gezogen war.

»Du musst auf mich warten«, sagte er.

Sie sagte: »Du bist fort.«

Sie kam in den zweiten Raum und schloss die Tür, die der Wärme wegen offen gewesen war. Sie blieb im Dunkeln stehen. Ich lag ganz still. Er sagte: »Weide, komm zurück!« Er kam zur Tür und sagte ihren Namen noch einmal, zornig, voller Schmerz. Sie antwortete nicht. Keine von uns bewegte sich. Lange Zeit geschah nichts, und dann hörten wir, wie er sich umdrehte und seine Schritte durch den Herdraum und die Treppe hinunterpolterten.

Meine Mutter legte sich neben mich. Sie sagte nichts und lag vollkommen still; ich ebenso. Ich wollte nicht über das nachdenken, was ich gehört hatte. Ich versuchte zu schlafen und schlief bald ein.

Am Morgen, als ich aufstand, hatte meine Mutter die roten Teppiche aufgerollt und mit den Kleidern meines Vaters auf den Balkon am oberen Ende der Treppe vor unserer Tür gelegt.

Gegen Mittag kam mein Vater die Treppe herauf und ging an den Teppichen und Kleidern vorbei. Er trat durch die Tür ein. Meine Mutter war drinnen; sie sah ihn nicht an und gab keine Antwort, als er sie ansprach, und als er die Türöffnung freigab, verließ sie sofort das Haus und ging zu unserem Heyima. Er lief ihr nach. Einige Blautonleute kamen sofort heraus und hielten ihn davon ab, in das Heyima hinabzusteigen. Zuerst tobte er wie ein Verrückter, aber sie beruhigten ihn, und Neunpunkt erklärte ihm, ein Mann könne kommen und gehen, wie er wolle, und eine Frau könne ihn zurücknehmen oder nicht, wie sie wolle, aber das Haus gehöre ihr, und wenn sie die Tür schliesse, dürfe er sie nicht öffnen. Inzwischen waren andere Leute wegen des Lärms, den er anfangs gemacht hatte, herbeigekommen, um zuzuhören, und einige von ihnen fanden es lustig, einem erwachsenen Mann solche Dinge zu erklären. Kraft, eine Sprecherin der Bluthütte, verhöhnte ihn. Als er sagte: »Aber sie gehört mir – das Kind gehört mir«, stimmte

sie das Blutclownkollern an und rief: »Der Hammer menstruiert mir zu! Sie falten ihr den Mut!«, und andere, ähnliche Umkehrworte.* Es gab einige Leute im Ort, die sich freuten, dass der Kondor gedemütigt wurde. Ich konnte das alles vom Balkon unseres Hauses aus beobachten.

Mein Vater kam wieder die Treppe hoch. Er trat wütend gegen die zusammengerollten Teppiche und Kleidungsstücke, wie ein Kind, und blieb im Türrahmen stehen. Ich war zurück an den Küchentisch gegangen, wo ich Maisbrot zubereitete. Ich machte weiter, mit dem Rücken zu ihm. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, wie ich mich verhalten sollte, und ich hasste meinen Vater dafür, dass er diese Unsicherheit und dieses Elend herbeigeführt hatte. Ich war froh, dass Kraft ihn verspottet hatte, und wollte ihn auch verspotten, weil er so dumm war.

»Eule«, sagte er. »Wirst du auf mich warten?«

Ohne es zu wollen, begann ich zu weinen.

»Wenn ich überlebe, werde ich hierher zu dir zurückkommen«, sagte er. Er kam nicht herein, und ich ging nicht zu ihm. Ich drehte mich um und nickte. Als ich zu ihm aufblickte, setzte er den Kondorhelm auf, der sein Gesicht verbarg. Er drehte sich um und ging.

Unverzagt war gerade beim Weben gewesen; ihr Webstuhl stand an den Fenstern im zweiten Raum. Als meine Mutter in die Wohnung zurückkam, sagte Unverzagt zu ihr: »Er ist also fort, Weide.«

Das Gesicht meiner Mutter war blass und verstört. Sie sagte: »Ich habe diesen Namen abgelegt. Ich werde zu meinem Erstnamen zurückkehren.«

»Ammer«, sagte meine Großmutter mit leiser Stimme, wie eine Mutter den Namen eines Kleinkindes sagt, und schüttelte den Kopf.

Der zweite Teil der Geschichte von Erzählstein beginnt auf Seite 223.



* Bei Clown-Improvisationen wurde die Sprache bewusst für subversive Effekte disloziert (wie in surrealistischen Texten und Bildern). Abhao hatte versehentlich genau eine solche Dislokation vorgenommen, indem er sagte, dass seine Frau und sein Kind »ihm gehörten«; die Kesh-Grammatik sieht keine Eigentumsbeziehung zwischen Lebewesen vor. Eine Sprache, in der das Verb »haben« intransitiv ist und in der »reich sein« das gleiche Wort ist wie »geben«, wird Nichtmuttersprachler und Übersetzer wahrscheinlich allzu oft in Clowns verwandeln.